

Mischa Bischoff

∞

Kettenreaktionen

Zwiespalt

∞

Kettenreaktionen

Mischa Bischoff

Copyright © 2020 Mischa Bischoff
Alle Rechte vorbehalten.

Erstausgabe, 02.02.2020

Text, Gestaltung und Illustration:
Mischa Bischoff

Hintergrundbild des Einbandes:
Philippe Donn »Stars« (www.pexels.com)

Verlag:
Mischa Bischoff
Bonner Str. 59
53757 St. Augustin
www.kettenreaktionen.de

Druck:
epubli – ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Kapitel I

*»Liebe Sarah,
es ist nicht leicht, die passenden Worte zu finden ...«*

Spät abends hatte ich in meinem ungenutzten und angestaubten Briefkasten neben der Eingangstür einen Brief entdeckt. Ein Brief an sich war schon eine Seltenheit. Dieser wurde zudem auf wertvollem schweren Papier verfasst und in einem klassischen versiegelten Umschlag verschickt – von meinem Vater. Früher telefonierten wir stundenlang, wenn er nicht zu Hause war, aber in den letzten Jahren hatten wir keinen Kontakt mehr.

Ich hielt den Brief vorsichtig näher an die Kerze, die ich abends anzündete, um zu lesen. Das Licht vermochte kaum das dicke Papier zu durchdringen. Die Schrift war nüchtern, mit wenigen Schnörkeln, durch das Flackern der Kerze wirkte sie jedoch fast lebendig. Wachs tropfte auf den Tisch und die Flamme strahlte gleißend weiß. Scheinen Kerzen heller, wenn sie heruntergebrannt sind? Bei Kerzenschein zu lesen, hatte schon immer einen altmodischen Charme. Nachts wurde in einigen Stadtteilen der elektrische Strom rationiert, da war es sinnvoll, die alten Kerzen aufzubrauchen.

»Nach dem Tod deiner Mutter fehlte mir der Mut und auch die Kraft.

Was ich dir schreibe, soll aber keine Entschuldigung oder Ausrede sein. Ich weiß, dass ich nicht für dich da war. Mir ist auch klar, dass du kein Kind mehr bist und dein eigenes Leben lebst ...«

Als ich die pathetischen Worte las, seufzte ich verärgert. Vater war ein typischer Wissenschaftler, der die Welt um sich herum vergessen konnte, wenn er sich an irgendwas oder irgendwem festgebissen hatte. Seine Kollegen an der Uni nannten ihn früher scherzhaft »Mad Max«. Er wurde immer sonderbarer, nachdem Mutter krank geworden war. Mein »eigenes Leben« war in den letzten Jahren ein stetes Auf und Ab, im Vergleich zu anderen, ging es mir aber noch gut. Ich schaute auf die Uhr an der Wand. Es war schon fünf nach zwölf.

»Du wirst dich fragen, warum ich dir schreibe. Ich habe etwas von Bedeutung gesucht. Etwas, das meinem Dasein einen Sinn gibt. Ich hoffe, du verstehst, welchen Weg ich gehen muss. Vielleicht bist du der einzige Mensch, der mich überhaupt verstehen kann.

Die Zukunft liegt in deiner Hand.

Dein Vater Maximilian

PS: In den nächsten Tagen wirst du einen weiteren Brief erhalten.«

Fassungslos und verwirrt starrte ich auf den kryptischen Brief. Tapfer verdrängte Familienszenen spielten sich wie wild zusammen geschnittene Filmschnipsel in meinem Kopf ab. Erinnerungen, die verblassten, allerdings tief verwurzelt waren. Während sich Tränen in meinen Augen sammelten, flackerte die Kerze heftig und erlosch. Kurze Zeit saß ich noch in der Dunkelheit, ließ mich dann aber auf das Bett fallen.

Die Sonne strahlte grell in mein Gesicht, als ich die Augen öffnete. Ich hatte vergessen, die Jalousien herabzulassen und wie so oft in letzter Zeit in meinen Klamotten geschlafen. Als Kind war ich froh, wenn die Sonne früh morgens schien. Jetzt dachte ich unwillkürlich an die unvermeidbaren Folgen, die ein weiterer sonniger Tag haben würde. Verschlafen raffte ich mich auf und ging ins Bad.

Für mehr als eine Trockentoilette und eine Spardusche war in meinem kleinen Bad kein Platz. Durch die einfachen weißen Kacheln an den Wänden wirkte es etwas steril und kalt. Ich betrachtete mich im Spiegel. Ab dreißig fühlte man sich nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt. Wegen meiner Stupsnase und der lockigen Haare, die meistens in alle Richtungen abstanden, wurde ich oft jünger geschätzt.

Ich wohnte jetzt schon seit einigen Jahren alleine hier in dieser recht beengten Mietwohnung. Wer nicht viel Geld besaß, konnte froh sein, überhaupt etwas in der Stadt

zu finden. Mein Vater hatte seine Beziehungen genutzt, sonst hätte auch ich keine Chance gehabt.

Früher lebten meine Eltern und ich im Haus meiner Großeltern. Es war ländlich und abgeschieden gelegen, mit eigenem Garten sowie angrenzendem Waldstück. Ich konnte den ganzen Tag durch den schattigen Forst streunen, ohne dass mir je langweilig wurde. Ob der Wald überhaupt noch existierte?

Ein lauter Knall schreckte mich aus meinen Gedanken und mein Herz schlug schneller. Ich ging an das Wohnzimmerfenster. Vereinzelt helle Rauchschwaden zogen an den Häuserwänden vorbei, Sirenen hallten durch die Straßen. Was passiert war, konnte ich jedoch nicht sehen. Ich hatte aber eine Vermutung.

Viele Umweltaktivisten realisierten, dass der gewaltlose zivile Ungehorsam nicht ausreichte. Es kam immer wieder zu Konflikten. Verschiedene Gruppen verfolgten ihre eigenen Agenden, wodurch die Wirkung einzelner Aktionen verpuffte. Irgendwann war es zu spät, um die globale Umweltkatastrophe zu bremsen und eine Mehrheit für die notwendigen Gegenmaßnahmen zu gewinnen.

Die Menschen reagierten nicht auf die vermeintliche Gefahr. Ich konnte die Kreuzungen und Straßen in der Umgebung aus der siebten Etage gut überblicken. Diese waren morgens immer überfüllt und die Passanten drängten sich aneinander vorbei. Einige orientierten sich an denen, die sich in die gleiche Richtung bewegten. Andere versuchten kreuz und quer, ohne Rücksicht, weiterzu-

kommen. Bevor sich das Komma der Benzinpreise auf den Anzeigen der Tankstellen verschoben hatte, waren die meisten Bewohner der Städte Fußgänger geworden. Für Fortbewegungsmittel wie Fahrräder, Motorräder oder Autos gab es keinen Platz mehr. Die Zahl der Stadtbewohner wuchs täglich und ländliche Gegenden entvölkerten sich dafür.

Aus einer gewissen Distanz betrachtet, wirkte das menschliche Verhalten recht vorhersehbar, die urzeitlichen Muster änderten sich nie. Wenn es ihnen an etwas mangelte, wurden Menschen erfinderisch oder aggressiver. Empathie schien selten zu sein. Meine Mutter war sehr sensibel, was alle zwischenmenschlichen Dinge anging. Sie wusste eigentlich immer, wie ich mich fühlte, konnte meinen Vater wie ein offenes Buch lesen. Ich erinnerte mich nur verschwommen an ihr Gesicht, stellte ich erschrocken fest.

Im Wohnzimmer zog ich hastig ein paar Schuhkartons aus dem Regal. Unter Zetteln und Notizen fand ich schließlich einige alte Fotos, Ablichtungen meiner Großeltern, meines Vaters und meiner Mutter. Sie war eine hübsche Frau, als es ihr noch gut ging. Ich schaute mir die Momentaufnahmen besserer Tage an. Die damit verbundenen Erinnerungen katapultierten mich in die Vergangenheit.

Dabei vergaß ich die Zeit und musste mich anschließend beeilen, um nicht zu spät zur Arbeit zu kommen. Fluchtartig verließ ich die Wohnung.

Mein gewohnter Arbeitsweg führte mich die weiterhin gut gefüllte Straße hinunter, doch es waren deutlich weniger Menschen unterwegs, als zuvor. Große weiße Segel, die Schutz vor der Sonne bieten sollten, hingen über der Straßenschlucht. Ich konnte das Büro von meiner Wohnung aus problemlos zu Fuß erreichen. Es dauerte nur ein paar Minuten, bis ich vor dem Eingang des modernen Bürokomplexes angekommen war.

Der Eingangsbereich sowie die Büroräume waren fast vollständig weiß gehalten. Weiße Wände, weiße Möbel, weißer Marmor-Boden, in dem man sich spiegeln konnte. Versuchte man dadurch irgendetwas weiß zu waschen? Obwohl ich schon ein paar Jahre hier arbeitete, wusste ich eigentlich nicht, in welchen Bereichen der Konzern tätig war.

Freundlich nickend passierte ich die Kolleginnen und Sicherheitsleute am Empfang in Richtung Aufzug. Normalerweise musste man einige Zeit warten, bis dieser aus einer anderen Etage nach unten gefahren war. Als ich den Knopf drückte, öffnete sich jedoch die verspiegelte Fahrstuhlkabine sofort. Ich war sehr spät dran, betätigte deshalb ungeduldig mehrfach die Taste für die siebte Etage. Der Aufzug fuhr rasant an und stoppte kurze Zeit später wieder sanft. Oben angekommen, betrat ich das Großraumbüro.

Ein paar Pflanzen in den Gängen und zwischen den Bürotischen sollten den Raum freundlicher wirken lassen. Im Vorbeigehen konnte man nicht erkennen, ob diese echt oder künstlich waren. An meinem Arbeitsplatz schaltete ich den Monitor ein und setzte mich auf den Drehstuhl vor meinem unordentlichen Schreibtisch. Das Firmenlogo erschien auf dem Bildschirm: Pegasus, das geflügelte weiße Pferd, sprang mir theatralisch entgegen. Wenig motiviert öffnete ich zunächst mein elektronisches Postfach. In der obersten Zeile wurde eine E-Mail als ungelesen angezeigt – von Christian. Ich kannte niemanden namens Christian, oder? Gedankenverloren klickte ich auf das Briefsymbol und öffnete die E-Mail. Ein Bild eines weißen Pferdes mitsamt Reiter tauchte auf. Darunter stand in altenglischen Buchstaben: »Adversus«.

Wahrscheinlich ein Scherz eines Kollegen, der sich während seiner Arbeitszeit langweilte oder wieder eine dieser Spam-E-Mails.

Der Reiter trug eine schwarze Krone auf dem Haupt. Seine toten dunklen Augen zogen mich unfreiwillig in ihren Bann. Der Bildschirm blitzte, flackerte mehrmals. Plötzlich war die E-Mail verschwunden.

Computer waren mir schon immer unheimlich. Ich schaute mich unauffällig um. Vielleicht reagierten die Anderen auch erstaunt oder lachten und ich wäre nicht die Einzige, die mal wieder Probleme hatte.

Allerdings saßen nur wenige Kollegen lethargisch an ihren Arbeitsplätzen.

Manchmal wunderte ich mich, weshalb ich überhaupt hier gelandet war. Während meiner Schulzeit gehörte ich zu den »Schulschwänzern«, die gegen den Klimawandel demonstrierten. Meine Noten waren aber gut, zumindest in Philosophie und Kunst. Hatte ich aufgegeben etwas verändern zu wollen? Der Büroalltag war irgendwann bequem geworden. Nur selten hatte ich Stress, dafür ein regelmäßiges Einkommen. Außerdem gab es andere Annehmlichkeiten, die mir hier zugutekamen. Zum Beispiel eine Toilette mit Wasserspülung. Diese musste ich auch dringend aufsuchen, obwohl ich am Morgen nicht viel getrunken hatte.

Erleichtert kehrte ich einige Minuten später zu meinem Platz zurück. Der PC hatte sich heruntergefahren. Gab es, wie so oft, Schwankungen bei der Stromversorgung? Ich überlegte den Computer wieder einzuschalten, aber eventuell mussten irgendwelche Updates installiert werden. Meine Geduld bei so etwas hielt sich in Grenzen.

Obwohl ich noch nicht lange im Büro war, dachte ich daran, schon wieder zu gehen. Ich schaute auf meinen chaotischen Stundenzettel. Da ich genügend Überstunden gesammelt hatte, konnte ich mir eigentlich noch einen freien Nachmittag leisten. In letzter Zeit nutzte ich häufiger Ausreden, um mich vor der Arbeit zu drücken, meine Abwesenheit schien ohnehin nicht wirklich aufzufallen.

Vorsichtig wandte ich mich Richtung Aufzug. Das diesige Licht fiel durch die großen seitlichen Bürofenster

und beleuchtete die Aufzugtüren. Ich musste leise lachen: ein Zeichen.

Im Erdgeschoss angekommen, versuchte ich ohne Auffallen zum Ausgang zu gelangen. Am Empfang war niemand zu sehen, seltsamerweise nicht einmal das Sicherheitspersonal. Es war bereits Mittag. Außerhalb der gläsernen Front des Gebäudes verschwanden die Konturen in einer weißen Wand aus Licht. Als sich die Ausgangstür geöffnet hatte, schritt ich hinaus. Hitze und Sonnenstrahlen waren sofort spürbar. Seitdem ich denken konnte, trug ich mehrmals täglich Sonnenschutz-Gel auf. Glücklicherweise war meine Haut nicht allzu empfindlich, denn sonst hätte ich in kürzester Zeit einen Sonnenbrand bekommen. Meine Augen brauchten ein paar Sekunden, um sich an die Helligkeit zu gewöhnen.

Mehrere Menschengruppen zogen zielstrebig durch die Straßen. Viele waren mit weißen Tüchern verummumt. Dienten die Tücher zum Schutz vor der Sonne oder sollten sie verhindern, dass ihre Gesichter mit Hilfe der Überwachungskameras, die überall installiert waren, identifiziert werden konnten? Die Demonstranten schienen friedlich und ich folgte ihnen neugierig, aber mit sicherem Abstand, bis zu einem alten Platz, der im Zentrum der Stadt lag.

Der Platz war umringt von hohen historischen Gebäuden, die trotz der senkrecht stehenden Sonne lange Schatten warfen. Viele Wege führten sternförmig zu dessen Mitte, in der sich der Sockel eines Denkmals befand. Bis auf ein paar vage Überreste war es der Witterung zum Opfer gefallen. Hunderte Demonstranten hatten sich bereits auf dem Platz versammelt, wofür oder wogegen sie demonstrierten, war nicht ersichtlich. Es schien keine der üblichen Demonstrationen mit lautem Geschrei und Parolen zu sein, die oft in Auseinandersetzungen mit den Sicherheitskräften gipfelten. Die Gesichter, sofern erkennbar, wirkten ernst und gefasst. Einige Teilnehmer diskutierten verhalten miteinander, es schien aber, als hätten alle die gleiche Gesinnung. Auf wenigen Schildern und Bannern war »Adversus« zu entziffern. Welchen Zusammenhang gab es zwischen der seltsamen E-Mail und dieser Kundgebung? Mir gelang es nicht, die Verbindung zu erkennen, traute mich allerdings auch nicht, einen der Demonstranten anzusprechen. Hatte ich zu viel Angst, in irgendetwas verwickelt zu werden? Eine ganze Weile beobachtete ich das mysteriöse Treiben. Dann meldete sich unüberhörbar mein leerer Magen. Ohne Antworten gefunden zu haben, machte ich mich auf, etwas Essbares zu suchen.

Vom Hunger getrieben, fand ich schnell zum nächsten Einkaufszentrum. Am großflächig verglasten Eingang leuchteten unzählige Werbedisplays und Reklametafeln. Was für eine Stromverschwendung! Für Normalsterbliche

waren die beworbenen Produkte kaum bezahlbar. Die Inflation hatte alle Preise in die Höhe schnellen lassen.

Nur wenige Menschen liefen durch das Gebäude, das aus dem letzten Jahrhundert stammte. Viele der Betonpfeiler und Fassaden hatten bessere Zeiten gesehen. Mit einem weißen Anstrich hatte man sie deshalb notdürftig aufzufrischen versucht. In den Fenstern der Boutiquen standen Schaufensterpuppen, welche die aktuelle Mode trugen: von schlicht bis extravagant. Ohne diesen besondere Beachtung zu schenken, ging ich zu einem der Lebensmittelgeschäfte im Untergeschoss.

Die automatischen Türen öffneten sich, als ich mich ihnen näherte. Kühle Luft strömte mir entgegen. Einige Supermärkte waren trotz allem immer noch gut klimatisiert. Sobald sich die Türen hinter mir schlossen, fuhr mir ein Frösteln durch den Körper und ich bekam eine Gänsehaut. Es war ziemlich kalt.

Die langen weißen Regalreihen waren wie so oft fast leer. Frisches Obst, Gemüse oder Fleisch suchte man vergebens, obwohl diese zu Wucherpreisen verkauft wurden. Angebot und Nachfrage passten schon lange nicht mehr zusammen.

Als Alternative gab es proteinreiche Fertiggerichte. Mir fiel es allerdings schwer, die mit Insekten bedruckten Verpackungen anzuschauen. Geschmacklich durfte man sich eigentlich nicht beschweren, es sei denn, man konnte sich

noch an den Genuss frischer Lebensmittel erinnern. Ich nahm die nächstbeste Familienpackung, auf der die Krabbeltiere zumindest freundlich aussahen, dazu ein paar Proteinriegel und zwei mittelgroße Dosensuppen. An der Kasse stellte ich ein Vitamingetränk zu meinem Einkauf auf die vorgesehene Ablagefläche. Ein Roboterarm griff alle Verpackungen einzeln, drehte sie geschickt und präzise. Mit jedem Aufblitzen des Scanners wurde mir auf dem großen Display klar, dass nicht nur gutes Essen teuer sein konnte. Der letzte Blitz scannte mein Gesicht und die freundliche Roboter-Stimme bedankte sich, worauf ich das Geschäft mit meinen Sachen unter dem Arm verließ.

Da es draußen inzwischen brütend heiß sein musste, suchte ich mir im Einkaufszentrum einen Platz, um den Proteinriegel, den ich hastig aufgerissen hatte, in Ruhe aufessen zu können. Abseits der Hauptebene befand sich ein runder Kuppel-Bau, der zwei Promenaden miteinander verknüpfte. Unter der leicht getönten Glaskuppel stand ein großer tropischer Baum, der seine Äste in alle Richtungen über mehrere Ebenen streckte und den ganzen Raum mit seinem dichten Laub in eine exotische Kulisse verwandelte. Ob dieser archaische Riese früher einmal im Regenwald zu Hause war?

Eine Infotafel gab es zu meinem Bedauern nicht. Ich setzte mich auf eine der Sitzgelegenheiten am Stamm des Baumes, bewunderte die Schattenspiele der Blätter und des einfallenden Lichtes, während ich den Riegel kaute.

Erinnerungen an die alten Obstbäume im Garten meiner Großeltern erwachten nach und nach.

Ich saß als Kind oft im Schatten der Bäume und malte oder las, während ich dem geschäftigen Summen der letzten Hummeln und Bienen lauschte, die von einer Blüte zur nächsten flogen.

»Entschuldigen Sie bitte, ist hier vielleicht noch ein Platz frei?«, fragte eine Stimme höflich. Ich schaute auf.

»Ja, natürlich!«, erwiderte ich schnell, da ich diesen schönen Ort nicht für mich alleine beanspruchen wollte. Eine ältere Frau bewegte sich langsam auf einen der Sitze neben mir zu. Sie zog einen kleinen Rollwagen mit mehreren vollgestopften Taschen und zusammengeschnürten Säcken hinter sich her. War das vielleicht ihr gesamtes Hab und Gut? Viele ältere Menschen waren verarmt und obdachlos. Indem ich meinen Blick abwandte, versuchte ich mir meine Gedanken nicht anmerken zu lassen.

»Ich komme oft hierher«, sagte die erschöpfte Dame angestrengt atmend, als sie sich langsam niederließ.

»Solche netten Plätze sind selten geworden«, fuhr sie fort und holte eine Wasserflasche aus einer ihrer Taschen. Um nicht unhöflich zu wirken, drehte ich mich zu ihr. Mit leicht zittriger Hand hob sie die Flasche an ihren Mund und trank vorsichtig einen Schluck Wasser. Ihre Lippen waren trocken und spröde. Erleichtert setzte sie die Flasche danach auf ihrem Bein ab und blickte in die Krone des Baumes. Es schien, als würde sie jemandem aufmerk-

sam zuhören, dabei lächelte sie traurig. Die Falten in ihrem Gesicht waren unübersehbar. Ihr langes weißes Haar hatte sie zu einem Zopf geflochten, den sie über ihre Schulter legte. Etwas schwerfällig rutschte sie auf ihrem Sitz zur Seite und verteilte den gesamten Inhalt ihrer Wasserflasche bedächtig über die wild rankenden Wurzeln des Regenwaldbaumes. Dann schaute sie mich eindringlich an. Trotz ihres recht hohen Alters wirkte sie wach und selbstbewusst.

»Wir haben zu viel genommen und zu wenig zurückgegeben!«, sagte sie mit ermahrender, gebrochener Stimme. Ich nickte erschüttert und konnte nur erahnen, welche Geschichten sich vor ihren Augen abgespielt haben mussten. Plötzlich überwältigt von meinen Gefühlen, schloss ich schnell die Augen. Eine Träne lief über meine Wange.

Warum reagierte ich so emotional? Sie erinnerte mich unheimlich an meine Großmutter, selbst ihre Stimme klang verblüffend ähnlich. Dazu hatte sie gerade ausgesprochen, was mich in letzter Zeit häufig beschäftigte. Die ältere Frau legte ihre Hand tröstend auf meine und flüsterte: »Es ist noch nicht zu spät!«

Mein Gefühlsausbruch war mir so unangenehm, dass ich die Augen eigentlich nicht wieder öffnen wollte. Dennoch schlug ich sie auf, schaute in ein ebenfalls zu Tränen gerührtes Gesicht. Wir hielten ohne Worte Blickkontakt, bis die ältere Frau tief einatmete und ihre Augenlider blinzelnd senkte. Sie tätschelte sanft meine Hand, erhob sich

gemächlich und packte den Griff ihres Rollwagens. Gedankenversunken schaute ich ihr nach, als sie sich langsam entfernte. Ich saß noch einige Zeit unter dem Baum und sortierte meine Gedanken, dann nahm ich meine Sachen und verließ das Einkaufszentrum.

Auf dem Heimweg zogen innerhalb weniger Minuten riesige weiße Wolkenberge am Himmel auf. Kräftige vereinzelte Windböen kündigten ein aufziehendes Unwetter an. Die Böen waren so stark, dass ich mich gegen sie lehnen musste, um nicht umgeworfen zu werden. Menschen flüchteten von der Straße und suchten Schutz. Ich versuchte weiterzukommen, da ich es fast bis zu meiner Wohnung geschafft hatte.

Ein lautes Klacken schallte durch die Betonschlucht, nur wenige Meter hinter mir, dann klackte es erneut dicht vor mir. Auf dem Asphalt war eine mehrere Zentimeter große Kugel aus Eis aufgeschlagen und titschte mehrmals nach dem Aufprall. Ich schaute mich um und musste feststellen, dass es keinen Unterstand in unmittelbarer Nähe gab. Über mir flatterte ein zerfranstes Sonnensegel, zerrte an den Halteseilen. Auf einmal ließ der Wind nach. Mit tosendem Lärm hagelte es tausende Eiskugeln. Sie schlugen auf dem Boden ringsherum ein, aber wie ein großer weißer Flügel, schützte mich das Segel vor dem herabfallenden Hagel. Die Kugeln rollten und sprangen bis an meine Füße, füllten die gesamte Straße.

Der Hagelschauer dauerte nicht lange an, die Wolken-
decke brach auf und die Sonne kam wieder zum Vor-
schein. Die strahlendweißen Hagelkugeln dampften im
Sonnenlicht. Mühsam watete ich durch das knöchelhohe
schmelzende Eis.

An der Eingangstür meines Wohnhauses angekommen zit-
terte ich durch die Unterkühlung und musste mehrfach
heftig niesen. Während ich die Tür öffnete, fiel mein
Blick auf den Briefkasten. Es befand sich jedoch kein
Brief darin.

Kapitel II

Seit zwei Tagen war ich nicht mehr vor der Tür gewesen. Ich hatte mich per E-Mail krank gemeldet, aber außer einer automatisierten Antwort, dass meine Nachricht erfolgreich zugestellt wurde, bisher allerdings keine Rückmeldung erhalten.

Als ich mich bückte, um auf dem Fußboden verstreute Zettel und Notizen aufzuheben, spürte ich einen stechenden Schmerz im Unterleib. Die lästigen allmonatlichen Beschwerden machten sich bemerkbar. Ich hielt kurz inne und richtete mich langsam wieder auf. »Erdbeerzeit« hatte meine Mutter die Tage genannt. Selbst als Erdbeeren noch bezahlbar waren, mochte ich diese wahrscheinlich deshalb nicht.

Es klingelte an der Tür. Ich erwartete keinen Besuch. Neugierig nahm ich mein Smartphone und schaltete die Überwachungskamera an der Eingangstür ein. Nach ein paar Sekunden fokussierte die Kamera das Gesicht eines mir unbekanntem jungen Mannes. Wie üblich hätte ich eine schnelle Sicherheitsüberprüfung mithilfe der Gesichtserkennung starten sollen, stattdessen fragte ich nur mürrisch: »Ja, bitte?« Meine Stimme dröhnte blechern und verzerrt aus dem Gegenlautsprecher, woraufhin sich

der Mann umschaute und dann einen versiegelten Brief vor die Kamera hielt.

Ohne nachzudenken, öffnete ich per Tastendruck den Hauseingang. Ein flaeses Gefühl überkam mich erst an der Wohnungstür. Ich blieb still stehen, horchte, während mir dutzende Fragen durch den Kopf gingen. Ein leises Klopfen riss mich aus meinen Gedanken. Nachdem ich mich gesammelt hatte, öffnete ich vorsichtig die Tür.

Der junge Mann wirkte weitaus freundlicher als auf dem Bild des Überwachungssystems. Seine grünen Augen waren klar und aufmerksam. Er lächelte gutmütig, sagte dann mit gedämpfter, tiefer Stimme:

»Mir ist bewusst, wie seltsam die Situation ist ...«. Leicht stotternd fügte er anschließend hinzu:

»Ich – mein Name ist Jacob.«

Wahrscheinlich hatte ich eine halbe Ewigkeit mit offenem Mund in der Tür gestanden, bevor ich einen klaren Gedanken fassen konnte. Jacob reagierte geduldig und überreichte mir dann übertrieben förmlich den Brief. Er machte nicht den Eindruck, als ob er wieder gehen wolle. Mit einem leisen Räuspern sagte er:

»Vielleicht können wir versuchen, die Situation aufzuklären?!« Ich lachte unsicher und trat zögerlich einen Schritt zur Seite, um ihn hereinzulassen. Jacob ging langsam den Flur entlang, während ich die Tür hinter ihm schloss. Er drehte sich vor dem Durchgang ins Wohnzimmer zu mir um. Ich folgte ihm mit dem Brief in der Hand.

Die Abendsonne schien durch die halboffenen Jalousien, sie tauchte den Raum in ein oranges Licht. Ich war immer noch sprachlos und durcheinander. Das Wohnzimmer war aber wenigstens verhältnismäßig aufgeräumt. Um Jacob verstehen zu geben, dass wir uns setzen könnten, deutete ich auf die Couch. Er schob eines der Kissen zur Seite und nahm vorsichtig auf der Kante des Sofas Platz. Seine dunklen Haare waren kurz rasiert. Obwohl er sehr schlank war, wirkte er sportlich. Als ich da stand und ihn anstarrte, drehte er seinen Kopf schüchtern lachend zur Seite. Mit meinen Fingerspitzen tastete ich über den versiegelten Brief und setzte mich auf das andere Ende der Couch. Angespannt öffnete ich den Umschlag und faltete den Inhalt auf. Die Handschrift war unverkennbar. Ich fing laut an zu lesen:

*»Liebe Sarah,
um sicherzugehen, habe ich Jacob gebeten, dir diesen Brief zu übergeben. Wir haben uns vor einigen Jahren kennengelernt und uns angefreundet.
Nach langer Suche habe ich letztendlich den Weg gefunden, der in eine bessere Zukunft führen kann. Dabei habe ich aber erkannt, dass mir ein wichtiger menschlicher Teil fehlt. Ich kann den Weg nicht alleine gehen und vertraue darauf, dass du mir helfen wirst.
Dein Vater Maximilian«*

Jacob zog einen weiteren Brief aus seiner Jacke und las ihn mit leiser, ruhiger Stimme vor:

*»Mein Freund,
wir haben uns lange nicht gesehen. Dennoch muss ich dich um einen Gefallen bitten. Der zweite Brief in diesem Umschlag ist für meine Tochter Sarah bestimmt und ich wäre dir dankbar, wenn du ihn persönlich übergeben könntest.*

Sie wird entscheiden, ob sie sich auf den Weg begibt, den ich ihr bereitet habe oder nicht. Falls ja, und das hoffe ich sehr, dann steht ihr eine mühsame und gefährliche Reise bevor.

*Ich bitte dich, meine Tochter auf ihrem Weg zu begleiten. Auf der Rückseite findest du ihre Adresse. Für eine bessere Zukunft.
Dein Freund Max«*

Was erwartete mein Vater? Dass ich alles hinter mir lassen würde, um ihm zu helfen? Für eine bessere Zukunft? Was sollte das bedeuten? Ich spürte Zorn in mir aufsteigen. Wie konnte mich mein Vater in so eine Situation bringen?

Jacob schüttelte etwas ratlos den Kopf und sagte lachend: »Wenigstens scheine ich nicht der Einzige zu sein, der nicht weiß, was das alles zu bedeuten hat.«

Impulsiv sprang ich auf und lief ins Bad, um irgendwie der Situation zu entkommen. Ich schloss schnell die Tür hinter mir, lehnte mich mit dem Rücken gegen sie.

Meine Wut legte sich kaum, deshalb ging ich an das Waschbecken und drehte den Wasserhahn ganz auf, was ich noch nie getan hatte. Ich ließ das Wasser in meine Hände laufen, dann tauchte ich mein Gesicht ein. Die Kälte half mir tatsächlich, wieder einen kühlen Kopf zu bekommen. Tief durchatmend drehte ich den Hahn zu und schaute in den Spiegel. Wasser tropfte an den Locken in meinem Gesicht herab. Man konnte mir die Verwirrung deutlich ansehen. Ich drückte mir ein Handtuch auf den Haaransatz und meine Augenlider. Vor meinem inneren Auge sah ich Jacobs hübsches Gesicht. Mir wurde klar, wie seltsam meine Reaktion auf ihn wirken musste. Ein Wärmeschub durchfuhr erneut meinen Körper.

Ich legte das Handtuch zurück, atmete mehrmals langsam ein und aus. Allmählich hatte ich mich wieder gefangen und ging mit der Hand durch meine Haare, die sich aber nicht so leicht bändigen ließen. Sie fühlten sich widerspenstig, wie eine unzähmbare Mähne an. Skeptisch schaute ich erneut in den Spiegel, bevor ich die Badezimmertür langsam öffnete.

Jacob saß immer noch sehr aufrecht auf der Kante der Couch. Er drehte sich zu mir um und fragte mit besorgtem Gesichtsausdruck: »Alles Okay?«. Seine Reaktion wirkte unerwartet fürsorglich. Ich nickte zaghaft mit einem leicht gezwungenen Lächeln. Jacob erhob sich.

»Das ist sicher alles etwas viel. Vielleicht sollten wir eine Nacht darüber schlafen ...« Er wurde rot, als ihm die unbeabsichtigte Zweideutigkeit seines Vorschlages auffiel

und er rollte verlegen mit den Augen. Unsere Blicke trafen sich, wir mussten beide lachen. Selbst nachdem wir uns wieder etwas beruhigt hatten, kicherte ich wie ein Teenager. Jacob sah mich an und hatte sichtlich Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Er wandte sich Richtung Wohnungsausgang und versuchte, sich zu erklären:

»Also was ich sagen wollte – übermorgen komme ich wieder und ...«

»Ja!«, unterbrach ich ihn, als ob alles andere unwichtig sei.

Etwas überrascht ging Jacob zögerlich in den Flur. Ich begleitete ihn zum Ausgang.

»Vielleicht täte es dir gut, mit deinem Vater zu sprechen. Es ist nur eine kurze Reise«, sagte er im Gehen. Er schaute mich über seine Schulter mit einem breiten Lächeln an. Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, war ich auf einmal wie erstarrt. Ich hatte das Gefühl, ein Puzzle vor mir zu haben, dessen Teile ich irgendwie zusammen fügen musste.

Was Jacob wohl von mir dachte? Wie aus einer Hypnose erwacht, schlenderte ich mit einem Lächeln auf den Lippen durch den Flur ins Wohnzimmer. Die Sonne war bereits untergegangen, jedoch reflektierten die Wände das dunkelrote Licht des leuchtenden Abendhimmels. Ich setzte mich wieder auf die Couch und ließ die seltsamen letzten Tage Revue passieren.

Am nächsten Morgen ging ich relativ früh zur Arbeit, aber meine Gedanken kreisten um die Begegnung des Vortages und die damit verbundenen Fragen. Sollte ich mich auf einen so unsicheren Weg begeben? Mit jemandem, den ich gar nicht kannte?

Erst als sich die Tür des Fahrstuhls zum Büro öffnete, wurde mir bewusst, dass ich meine Umgebung bis hier her ausgeblendet hatte. Unterwegs zu meinem Arbeitsplatz bemerkte ich eine kleine Gruppe Kollegen, die sich unterhielten und verstohlen in meine Richtung schauten. Abgelenkt von diesem seltsamen Verhalten, stand ich plötzlich vor meinem leeren Schreibtisch. Monitor und PC waren weg. Ein paar lose Kabel deuteten darauf hin, dass diese eilig abgebaut worden waren. Meine restlichen Sachen hatte man in einer kleinen roten Kiste verstaut, die auf dem Schreibtisch stand. Erstaunlicherweise war ich weder geschockt, noch gekränkt, sondern eher erleichtert.

Wurde ich gefeuert? Rechtlich bewegte sich die Firma oft auf dünnem Eis. Bisher schien es irgendwie unwahrscheinlich, dass es mich selbst treffen könnte. Trotzig packte ich die Kiste unter den Arm. Das Büro meines Teamleiters war leer und die Mitarbeiter waren verschwunden. Die wirklich guten Kollegen hatten schon vor Jahren das Weite gesucht. Was sagte das wohl über mich aus? »Geh einfach!«, dachte ich.

Meine Sachen klapperten in der Kiste, während ich zum Aufzug ging. Die Aufzugtür öffnete sich und bevor ich den Knopf für das Erdgeschoss drückte, ließ ich den

Moment auf mich wirken. Dabei musste ich an Jacobs Lächeln bei unserer Verabschiedung denken. Grinsend fuhr ich mit dem Fahrstuhl nach unten.

Ein Sicherheitsmann saß am Empfang und bemerkte, dass sich die Fahrstuhltür öffnete. Zielstrebig schritt ich auf ihn zu, aber er senkte den Kopf, tat so, als ob er sehr beschäftigt sei.

»Pff ...«, war die einzige Reaktion, die mir dazu einfiel. Ich wandte mich kopfschüttelnd ab und ging entschlossen zum Ausgang. Rechnete ich irgendwie damit, man würde mich nicht einfach so gehen lassen?

Auf einmal stand ich auf der Straße. Alles ergab sich wohl zufällig von selbst. Mein Smartphone blinkte und ich schaute in mein Postfach. Eine E-Mail bestätigte meine Vermutung: »Wir danken Ihnen für ... und so weiter«. Der Kündigungsgrund war nicht erkennbar. Beim Lesen fielen mir die Ansprachen meines Teamleiters ein. Wie wichtig eine gute persönliche Kommunikation für die Firma sei, das übliche verlogene Geschwafel.

Es war nicht einfach, den entgegenkommenden Passanten auszuweichen und gleichzeitig das Smartphone zu bedienen. Genervt steckte ich es in die Tasche, eilte schnellen Schrittes nach Hause. Schließlich musste ich meine Sachen packen. Ehrlich gesagt, hatte ich meine Entscheidung schon vorher getroffen und die unerwartete Kündigung kam nur allzu gelegen.

In meiner Wohnung angekommen, ging ich sofort an meinen Schrank und nahm die große rote Reisetasche herunter, die seit dem letzten Urlaub darauf verstaubte. Bei der Auswahl meiner Kleidung, fragte ich mich, ob ich vielleicht doch etwas falsch verstanden haben könnte oder ob wir uns tatsächlich einfach so gemeinsam auf den Weg machen würden. Ich nahm den Anhänger meiner Mutter, den sie mir vor ihrem Tod gegeben hatte, aus der Schatulle und steckte ihn in ein Seitenfach meines Rucksacks. Außerdem suchte ich alle wichtigen Reisedokumente zusammen. Mein Gepäck stellte ich allerdings erst einmal hinter das Bett, falls ich doch kalte Füße bekommen würde.

Dann setzte ich mich auf die Couch und überlegte, wen ich über meine bevorstehende Reise informieren sollte. In meinen Kontakten fand ich jedoch niemanden, mit dem ich meine Pläne teilen konnte, nicht einen, der meine mutige Entscheidung verstanden hätte. Mit dieser deprimierenden Erkenntnis verbrachte ich grüblerisch den restlichen Tag. Als ich mich spät abends ins Bett legte, wick alles der Vorfreude auf den nächsten Morgen.

Nachdem ich aufgewacht war, hatte ich mehr Zeit als sonst im Bad verbracht und mich rausgeputzt. Meine störrischen Haare band ich zu einem Pferdeschwanz zusammen. Ich war ziemlich aufgereggt, trank aber in Ruhe eine Tasse Tee. Mir kamen dabei die seltsamsten Ge-

danken. »Sei nicht albern!«, sagte ich mir und war mir selbst etwas peinlich.

Überraschend klopfte es an der Tür. Konnte es Jacob sein? Wie war er ins Haus gelangt? Sollte ich ihn zur Begrüßung umarmen?

Ich versuchte, mich zu beruhigen, öffnete dann die Tür einen Spalt. »Hallo!«, sagte ich lächelnd zu Jacob und musste mich beherrschen, meine Freude nicht zu überschwänglich zu zeigen.

»Die Haustür war offen«, erklärte er, als müsse er sich rechtfertigen. Mir fiel sofort sein Reisegepäck auf, das er neben die Wohnungstür an die Wand gestellt hatte. Jacob schien innerlich mit sich zu ringen. Er sah aus, als hätte er die letzten Tage nicht geschlafen. Nur ein Glänzen in den Augen ließ erahnen, dass er sich ebenfalls freute, mich wiederzusehen. Während ich die Wohnungstür weit öffnete, lächelte ich ihn sehr direkt an, wollte ihm damit zeigen, dass er willkommen war. Er wich meinem Blick aus und hob seine schweren Taschen auf. Wortlos schloss ich die Tür und ging mit ihm in mein Wohnzimmer.

»Kann ich dir etwas zu trinken anbieten?«, fragte ich, um das unangenehme Schweigen zu brechen. Jacob schüttelte den Kopf. Er öffnete den Reißverschluss der Sporttasche und zog eine Akte heraus, die er vor mir auf den Tisch legte.

»Du solltest wissen, wer ich bin, wer ich war«, sagte er dabei mit zittriger, verletzlicher Stimme.

Zwei rote Bänder verschlossen die Akte, versiegelt mit einer Plombe aus Wachs. Auf dem Umschlag waren verschiedene Stempel mit Aktenzeichen sowie ein eindeutiger Warnhinweis vor unbefugtem Öffnen. Ich schaute Jacob an, wollte mich vergewissern, ob ich die vertraulichen Dokumente tatsächlich lesen sollte. Er nickte nur stoisch und senkte seinen Blick, um seine Unsicherheit zu verbergen.

Zwischen meinem Daumen und Zeigefinger zerbrach das Wachs des Siegels. Die Akte war eine Sammlung von Berichten über verschiedene Militäreinsätze überall auf der Welt, vor allem allerdings im Nahen Osten. Wiederholt tauchte ein Symbol in den Dokumenten auf: eine rote Schachfigur vor zwei gekreuzten Schwertern.

Wahrscheinlich das Erkennungszeichen einer paramilitärischen Einheit. Die Informationen waren sehr detailliert, von Kosten bis zu genauen Zahlen über Opfer und Verluste. Fotos unzähliger Toter, die in ihrem Blut lagen und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte oder verbrannte Leichen raubten mir den Atem. Wie gebannt starrte ich auf die unfassbaren Gräuel, die mich in eine Welt von Gewalt und Tod zogen. Die letzten Seiten blätterte ich weiter, ohne sie wirklich anzuschauen. Wie konnten Menschen einander so etwas antun? Ich brauchte einen Moment, um mich von den Eindrücken zu erholen.

Jacob stand am Fenster und schaute auf die Straße. Ich näherte mich ihm vorsichtig. Dicht hinter ihm blieb ich

stehen. »Bereust du, was du getan hast?«, flüsterte ich. Er antwortete nicht, aber seinem Spiegelbild in der Fensterscheibe strömten Tränen aus den rot unterlaufenen Augen.

»Ich habe mehr Blut und Tod gesehen, als ein Mensch ertragen kann. Bis ich verstanden habe, dass Krieg einfach nur ein Geschäft ist ...«, dabei versagte seine Stimme. Ich umarmte ihn und legte meine Wange an seinen Rücken. Er nahm meine Hand und atmete tief ein. Trotz allem fühlte ich mich sicher in seiner Nähe.

»Darf ich deine Dusche benutzen?«, fragte er völlig unerwartet mit rauer Stimme.

»Klar, natürlich!«, stotterte ich und fand den Gedanken nicht unangenehm oder ungewöhnlich.

Als Jacob im Bad verschwunden war, stellte ich meine Tasche und meinen Rucksack neben seine Sachen im Wohnzimmer, um alle Zweifel auszuräumen.

Mit Handtüchern bekleidet kam Jacob wenig später aus dem Badezimmer und suchte ein paar saubere Klamotten. Er nahm dabei lächelnd zur Kenntnis, dass mein Gepäck reisefertig neben seinen Sachen stand.

»Hast du dir gut überlegt, worauf du dich einlässt?«, fragte er mich.

»Ja, habe ich!«, antwortete ich ihm entschlossen und dachte, dass ich sowieso nicht viel zu verlieren hatte. Jacob ging ins Bad, um sich anzuziehen.

Anschließend setzte er sich wieder zu mir auf die Couch. Jacob sah erfrischt aus und seine Wangen hatten einen rosigen Teint bekommen. Sein Blick fiel auf die Akte, die wieder verschlossen auf dem Tisch lag, aber er schien nur durch sie hindurch zu starren.

»Als ich deinen Vater vor Jahren kennengelernt habe, wusste ich schnell, uns verbindet etwas. Verlust kann Menschen unter Umständen zusammen bringen. Uns beiden war klar, dass sich etwas ändern muss, aber wir waren in verschiedenen Welten gefangen.« Jacob erzählte von seiner Familie und wie sich sein Vater durch den Krieg verändert hatte.

»Krieg ist ein Fehler, der sich in der Geschichte zu oft wiederholt, ein Anzeichen, dass alle menschlichen Tugenden versagt haben. Vielleicht ist es so vorgesehen und es liegt in unserer Natur ...« Sein Gesicht verriet mir, was er fühlte.

»Vor seinem Tod konnte ich mich mit meinem Vater nicht mehr aussprechen. Meine Mutter hat sehr darunter gelitten ...« Durch Jacobs Erzählungen erschien mir meine Welt klarer, als ob er mir ein Spiegelbild meines Lebens unter völlig anderen Voraussetzungen zeigen würde.

»... ich wünschte, mein Vater wäre mehr wie deiner gewesen ...«

»Glaubst du an Schicksal?«, unterbrach ich ihn.

»Ich weiß nicht, woran ich noch glauben soll«, antwortete Jacob.

»Aber dich gerade jetzt kennenzulernen ist schon ein seltsamer Zufall«, führte er seinen Gedankengang fort.

Ich war froh darüber, ihm begegnet zu sein, fühlte mich mehr zu ihm hingezogen, als ich mit gesundem Menschenverstand erklären konnte.

»Gib mir ein paar Minuten, ich mache uns etwas zu essen«, sagte er, während er eine seiner Taschen durchwühlte. Danach trug er einige mitgebrachte Zutaten in die Küche. Mir kam es vor, als ob wir schon Jahre hier miteinander leben würden.

Auf dem Küchentisch brannte eine Kerze. Zwei tiefe Pasta-Teller gefüllt mit Nudeln, Besteck und zwei Gläser Wein waren darauf angerichtet. Die Kochtöpfe auf dem Herd dampften und in einem der beiden brodelte eine dunkelrote Soße. Daneben standen drei geöffnete Dosen: echte Tomaten. Jacob hatte sich ein Küchentuch über den Arm gelegt und wies auf einen Stuhl, den er vom Tisch wegzog. Ich nahm vornehm vor einem der Teller Platz. Dann schöpfte Jacob die Tomatensoße mit einer großen Kelle aus dem Topf ab, drehte sich, ohne zu tropfen, zum Tisch und übergoss die Nudeln schwungvoll. Er wiederholte dies für den zweiten Teller und sagte dann: »Buon Appetito!«, während er das Handtuch ablegte und sich hinsetzte.

»Danke, dir auch!«, erwiderte ich. Der Duft von Kräutern und Knoblauch stieg mir in die Nase. Mit Löffel und

Gabel rollte ich die Nudeln zusammen. Es schmeckte noch besser, als der Geruch erhoffen ließ.

Beim Essen schaute ich Jacob immer wieder an. Nachdem wir aufgegessen hatten und entspannt am Tisch saßen, fiel mir auf seinen Lippen ein Rest Tomatensoße ins Auge. Weil er sich wohl nicht erklären konnte, warum ich ihn anstarrte, runzelte Jacob lächelnd die Stirn. Ich erhob mich von meinem Platz und ging zu ihm. Mit den Fingerspitzen strich ich über seine hübschen Lippen und hielt ihm lachend den roten Soßenspritzer vor das Gesicht. Dann küsste ich ihn. Ich war es leid, ein schlechtes Gewissen zu haben, wenn ich mich lebendig fühlte.

Am nächsten Morgen brachen wir voll bepackt auf. Zu Fuß brauchten wir etwa eine Stunde bis zu einem Randbezirk der Stadt. Durch unser schweres Gepäck und die kurze Nacht fühlte ich mich erschöpft und müde, aber es ging mir gut.

Zwischen einigen heruntergekommenen Lagerhallen, vor dem großen Rolltor einer alten Garage, legte Jacob stöhnend seine Taschen ab. Mit sichtlicher Anstrengung schob er das quietschende Tor aus Metall nach oben. Die Werkstatt war gut ausgestattet. Werkzeuge jeglicher Art hingen an den Wänden und Ersatzteile lagen in den Regalen. In einer Ecke der Garage zog Jacob eine verstaubte Plane mit einem Ruck weg. Darunter kam ein roter Wagen zum Vorschein. Der Kombi war sicher fast so alt wie ich, sah aber relativ fahrtüchtig aus.

Jacob öffnete die Fahrertür. Durch Ziehen eines Hebels am Steuer entriegelte er die Motorhaube. Diese hob er mit beiden Händen an und fixierte sie mit einer Stange.

»Sieht doch gar nicht so übel aus!«, beurteilte er den Motorraum und ging zu seinem Gepäck. In einer seiner Taschen hatte er eine Ersatzbatterie mitgebracht. Mir wurde klar, welche Last er getragen haben musste und ich fragte deshalb schnell: »Kann ich irgendwie helfen?«

»Ja, versuch gleich mal, den Wagen zu starten«, sagte Jacob, während er mit dem Oberkörper halb im Motorraum steckte und die Batterien austauschte. Als ich mich hinter das Steuer schob, wurde ich in die Zeit zurückversetzt, in der mein Vater mir das Autofahren beibrachte. Geduldig hatte er mit mir geübt, bis ich keine Gefahr mehr für mich oder andere darstellte. Ich hatte trotzdem ein schlechtes Gewissen, wenn ich mit dem Auto fuhr und irgendwann konnte ich es mir auch nicht mehr leisten.

»So, starte mal!«, forderte mich Jacob optimistisch auf. Ich drehte den Zündschlüssel. Nach dem dritten Versuch sprang der Wagen an. Dunkle Abgaswolken quollen aus dem Auspuff. Ob wir mit einem Benzinmotor weit kommen würden? Der Motor lief ruhig und Jacob ließ die Haube zu fallen.

Wir verstaute unsere großen Gepäckstücke im Kofferraum, die kleineren Taschen im Innern. Jacob ging zur Kontrolle um den Wagen herum und vergewisserte sich, dass alles in Ordnung war. Anschließend stiegen wir ein und rollten langsam aus der Garage.

Wir mussten uns auf beiden Seiten an das Tor hängen, um es wieder zu schließen. Mit Schwung krachte es ungebremst auf den Boden. Schwer schnaufend schaute Jacob mich an und fragte dann lächelnd: »Bereit?«

»Ja!«, erwiderte ich, ohne zu zögern, und rang dabei ebenfalls nach Luft. In diesem Moment fing es an, zu regnen. Schnell stiegen wir wieder ein.

Der Scheibenwischer quietschte vor unseren Gesichtern. Es hatte lange nicht mehr so geregnet. Nachdem Jacob das Navigationssystem installiert und unser Ziel eingegeben hatte, fuhren wir los.

Die schlechte Straße schaukelte uns behutsam und der Regen prasselte auf das Wagendach. Ich fühlte mich sicher und geborgen. Meine Gedanken drehten sich um die Ereignisse der vergangenen Tage, bis meine Augen vor Müdigkeit zufielen.

Kapitel III

Es regnete nicht mehr, als wir anhielten. Wie lange ich geschlafen hatte, konnte ich nicht sagen. Jacob öffnete die Wagentür und stieg schwungvoll aus. Ich hörte Wellen, jenseits der vor uns liegenden Düne, auf die Felsen branden. Ungeschickt versuchte ich, den Griff meiner Tür zu ziehen, was erst beim zweiten Versuch gelang. Sie sprang auf und ich kletterte hastig, mit ungelenken Bewegungen, aus dem Wagen. Obwohl meine Beine steif und träge von der langen Fahrt waren, lief ich übermütig die Düne hinauf. Der Sand gab aber immer wieder unter meinen Füßen nach. Jacob schüttelte lachend den Kopf, als er mich eingeholt hatte.

Wir erreichten gemeinsam die Kuppe der Düne, die mit wenigen Grasbüscheln bewachsen war. Am Horizont glitzerte das Meer im Sonnenlicht, während die Wellen rhythmisch auf die dunklen, fast schwarzen Felsen unter uns schlugen. Zwischen dem Gestein hatten sich vereinzelte Sandstreifen gebildet. Der Strand war ungewöhnlich sauber, ohne den üblichen angespülten Müll. Die Strömung schien diesen abgelegenen Küstenabschnitt auf wundersame Weise vor den katastrophalen Folgen der Meeresverschmutzung bewahrt zu haben. Sanfte Windböen ließen die Wellen verspielt schäumen und wehten

durch mein Haar. Ich schmeckte die salzige Meeresluft und atmete tief ein.

Jacob nahm meine Hand. Dieser Moment kam mir vor wie ein Augenblick aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit.

Ich hätte noch viel länger verweilen können, als es jedoch dämmerte, wurde es Zeit aufzubrechen. Wir gingen zum Wagen zurück und setzten unsere Reise fort. Dem Navigationssystem folgend entfernten wir uns auf einer gut ausgebauten Straße von der Küste. Sobald die Sonne untergegangen war, brach schnell die Nacht herein. Der dunkle Asphalt der Fahrbahn glänzte schwarz im Scheinwerferlicht. Während wir stundenlang durch die Nacht fuhren, waren abseits der Straße nur ab und zu Umrisse vereinzelter Bäume oder Sträucher auszumachen. Die beleuchtete Karte des Navis zeigte keine Städte, nur wenige kleine Siedlungen in der Umgebung. Irgendwann sah ich in der Ferne Lichter in der Dunkelheit. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir sie erreicht hatten.

Direkt an der Straße lag eine alte heruntergekommene Tankstelle, von verfallenen Schuppen und verrosteten, schrottreifen Autos umgeben. Das angerostete Tankstellenschild war nur schwach beleuchtet. Jacob fuhr langsamer. Da wir fast kein Benzin mehr hatten, hielt er an einer der Zapfsäulen, um mit seiner Kreditkarte zu tanken.

Die Ziffern der Anzeige auf der Säule rasten vorbei, der Betrag wurde höher und höher.

Gegenüber gab es eine kleine Bar mit Imbiss, die geöffnet zu sein schien. Nachdem Jacob die Zapfpistole wieder an der Säule eingehängt hatte, schaute er mich an.

»Ob wir da wohl noch etwas zu essen bekommen?«, fragte er hoffnungsvoll. Mir wurde bewusst, dass ich schon halb verhungert war.

»Ein wenig Hunger habe ich schon!«, antwortete ich mit leicht ironischer Betonung.

»Ich auch, ein wenig«, erwiderte Jacob schelmisch lächelnd.

Wir parkten unseren Wagen auf der anderen Straßenseite. Die Bar war teilweise in einem schlechteren Zustand als die Tankstelle, jedoch wehte uns beim Öffnen der klapprigen Eingangstür ein verlockender Essensgeruch entgegen. Die schummrige Beleuchtung im Innern ließ den von großen Holzbalken durchzogenen Raum sogar gemütlich wirken. An den Wänden hingen viele Fotos und Bilder aus vergangenen Tagen. In einer Ecke waren blinkende Spielautomaten und ein Billardtisch aufgestellt. Einige Hocker standen vor der Theke, wir setzten uns aber an einen kleinen Tisch am Fenster. Die alten Lederbänke knarzten, als wir uns darauf niederließen.

Es dauerte nicht lange, bis eine hübsche Kellnerin aus der Küche trat. Sie war nicht viel jünger als ich und ihr exotisches Gesicht ließ vermuten, dass sie ursprünglich

nicht aus der Gegend stammte. Nachdem sie einen Stift und einen Notizblock gefunden hatte, kam sie zu uns an den Tisch.

»Hallo, was führt euch zwei denn her? Möchtet ihr was trinken oder essen?«, fragte sie freundlich. Sie schien sich tatsächlich über unseren späten Besuch zu freuen.

»Unsere Küche kann zwar nicht mehr viel Essbares bieten, unsere Pommes frites sind aber wirklich gut«, fuhr sie fort.

Wir bestellten zwei Portionen der selbst gemachten Fritten und dazu zwei große Softdrinks. Vielleicht war es der Hunger, weshalb ich beim Kauen genüsslich hätte stöhnen können. Auch Jacob schien es zu schmecken, da er in kürzester Zeit seinen Teller leer gegessen hatte.

Während ich trank, sah ich im Augenwinkel, dass auf der anderen Straßenseite aus der entgegengesetzten Richtung eine Fahrzeugkolonne an der Tankstelle hielt. Ein schwarzer Sportwagen und ein Lastwagen, der für den Viehtransport genutzt wurde. Jacob hatte deren Ankunft auch registriert und schaute mich mit ernster Miene an. Der Sportwagen röhre mehrmals laut auf, bevor der Fahrer den Motor abstellte.

Kurz darauf klingelte das Glöckchen an der Tür, als drei zwielichtige Typen hereindrängten. Sie wirkten überdreht und waren anscheinend betrunken. Lärmend setzten sie sich auf die Hocker am Tresen. Die Kellnerin zuckte zusammen, als sie von ihnen angesprochen wurde. Erneut

ertönte das Glöckchen an der Tür, dann betrat ein schwarz gekleideter Mann die Bar. Sein Seidenhemd war sehr weit aufgeknöpft und er hatte die dunklen, schmierigen Haare zurückgekämmt. Die anderen Männer senkten sofort ihre Stimmen, als er an ihnen vorbeiging und sich uns gegenüber an einen Tisch setzte.

Jacob wirkte angespannt und nahm Geld aus seiner Tasche, um zu zahlen. Die Kellnerin kam nervös an unseren Tisch. Man konnte die Furcht in ihren Augen sehen. Sie schien das großzügige Trinkgeld nicht wahrzunehmen, bedankte sich trotzdem höflich und wandte sich dann zögerlich dem Nachbartisch zu.

Der schmierige Typ zischte kaum hörbar: »Na endlich!« Er redete leise auf die Kellnerin ein. Sie erstarrte eingeschüchtert und fing an zu schluchzen. Daraufhin packte er sie am Handgelenk. Sich unserer Aufmerksamkeit vollkommen bewusst, fragte er provozierend: »Wer mag es nicht, wenn sie vor Lust oder Verzweiflung winseln?«

Mir wurde heiß, als würde mein Blut anfangen zu kochen. Wütend fuhr ich hoch, wollte auf ihn zustürmen, aber Jacob drehte mich an der Hüfte in Richtung Ausgang. Die Kellnerin riss sich los und verschwand in der Küche. Während ich vor Wut schnaubte, schob Jacob mich zur Tür. Dabei bemerkte ich erst, wie uns die Männer an der Bar anstarrten. Sie hätten eingegriffen, wenn es zu einer Auseinandersetzung gekommen wäre. Als ich frustriert die Ausgangstür öffnete, fing der

schwarz gekleidete Widerling an zu lachen und die drei Kerle amüsierten sich ebenfalls lautstark über uns.

Vor der Tür spürte ich meinen rasenden Puls. Gleichzeitig musste ich an die Kellnerin denken, die diesen Scheusalen nun alleine ausgeliefert war. Auf dem Weg zu unserem Wagen schweifte mein Blick zu den beiden Fahrzeugen an der Tankstelle gegenüber. Jacob war bereits im Begriff einzusteigen, realisierte dann aber, dass ich die Situation so nicht hinnehmen konnte.

Zielstrebig rannte ich über die Straße, auf den Sportwagen zu. Im Vorbeilaufen griff ich eine verrostete Eisenstange, die in einem Gebüsch lag. Mit aller Kraft schlug ich sie auf die mit einem springenden Pferd verzierte Motorhaube des seltenen Sportwagens. Anschließend zertrümmerte ich die Frontscheibe, die in tausende Teile zersplitterte. Schweine quiekten aufgeschreckt in dem dahinter stehenden Viehtransporter. Dessen Ladeklappe war mit einem Veterinär-Siegel verklebt. Es zerriss, als ich den Hebel herunterdrückte und die Rampe herabfallen ließ, danach löste ich den Haltebolzen. Die Schweine grunzten aufgeregt und ich musste schnell zur Seite springen, um von ihnen, auf dem Weg in die Freiheit, nicht überrannt zu werden. Gruppenweise liefen sie in alle Richtungen davon.

Wegen des unüberhörbaren Lärms stürzten die Männer aus der Bar. Jacob war vorgefahren und sprang halb aus dem Wagen. Zufrieden mit meiner gelungenen,

jedoch leichtsinnigen Aktion, grinste ich ihn an. Plötzlich hörte ich ein Geräusch aus dem dunklen Innenraum des Transporters. Ich drehte meinen Kopf und sah, wie ein kleines Mädchen mit verweinten Augen ihre Hand Hilfe suchend nach mir ausstreckte. Rasch kletterte ich in den Laderaum und hob sie hoch. Sie war völlig verdreckt und abgemagert, viel leichter, als ich gedacht hatte. Das Mädchen klammerte sich an mich. Vollgepumpt mit Adrenalin sprang ich mit ihr auf dem Arm aus dem leeren Lastwagen, öffnete die Beifahrertür mit einer Hand und wir quetschten uns schnell in den Wagen. Gerade noch rechtzeitig bevor uns die drei Männer erreichen konnten. Dreck und Steine flogen ihnen entgegen, als Jacob mit durchdrehenden Reifen davon fuhr.

Im vibrierenden Rückspiegel sah ich, wie die Männer chaotisch hin und her liefen. Sie wussten anscheinend nicht, ob sie die Schweine einfangen oder uns verfolgen sollten. Plötzlich tauchte der schwarz gekleidete Mann im Rückspiegel auf. Er zeigte mit seinem Finger in unsere Richtung. Dabei ließ er seinen Kopf wahnsinnig lachend in den Nacken fallen. Die Männer waren wie vom Blitz getroffen, sprangen hastig in den Lastwagen. Jacob fuhr immer noch mit Vollgas. Ich konnte das Geschehen, durch den aufgewirbelten Staub, nicht mehr erkennen, war mir allerdings relativ sicher, dass sie die Verfolgung aufnehmen würden. Die Kellnerin in der Bar hatte hoffentlich die Zeit genutzt, sich in Sicherheit zu bringen.

Das kleine Mädchen auf meinem Schoß hatte die Augen geschlossen. Ich spürte, wie sie schnell und flach atmete. Jacob starrte konzentriert auf die Straße. Ich setzte an, um mein Verhalten irgendwie zu erklären. Als ich meinen Mund öffnete, schüttelte Jacob mit zusammen gepressten Lippen den Kopf. Er betrachtete mich und das Mädchen, wobei sein zorniger Gesichtsausdruck einem unterdrückten Lachen wich.

Immer wieder schauten wir in den Rückspiegel, während wir davon rasten, konnten aber keine Scheinwerfer im Schwarz der Nacht ausmachen. Nach einer Weile bemerkte ich, wie mich zwei große Augen musterten. Das kleine Mädchen schien sehr erleichtert, entkommen zu sein. Jetzt atmete sie tief und langsam. Ihr glattes schwarzes Haar lag über meinem Arm. Mit einem Taschentuch säuberte ich vorsichtig ihr Gesicht. Wie alt sie wohl war? Vielleicht sieben?

Sie rollte sich zusammen, legte ihren Kopf in meine Armbeuge. Als meine Aufregung der Müdigkeit wich, schloss ich die Augen.

In der Morgendämmerung fuhren wir an weiten Feldern vorbei, aber was auch immer dort angebaut wurde, war schon lange verdorrt. Die meisten Pflanzen waren welk und geschwärzt. Inmitten eines Feldes stand die auffällig beschmierte Werbetafel eines großen Lebensmittelkonzerns. Als sich die Sonne am Horizont zeigte, tauchten auf einem Hügel etwas abseits der Hauptstraße die Konturen

eines kleinen Dorfes auf. Eine schmale gewundene Straße führte dorthin. Jacob schaute mich an. Er konnte eine Pause gebrauchen.

Um keine auffälligen Spuren zu hinterlassen, ließ er den Wagen ausrollen und bog behutsam in die Seitenstraße ab. Eine alte Steinmauer entlang näherten wir uns dem kleinen Ort. Die Mauer endete in einem Torbogen aus großen Steinen, der den Eingang des Dorfes markierte. Die kleinen Häuser sahen verlassen und baufällig aus. Teilweise waren die Fensterscheiben zerbrochen, die maroden Dachstühle eingestürzt. Jacob hielt zwischen zwei Häusern und rutschte auf seinem Sitz nach unten. Er drückte seinen Kopf an die Lehne. Von hier hatte man eine gute Sicht auf die Hauptstraße, konnte frühzeitig jedes Fahrzeug erkennen, das sich näherte.

Das Mädchen richtete sich auf. Wahrscheinlich musste sie mal. Ich öffnete die Wagentür und sie kletterte von meinem Schoß. Nachdem ich ebenfalls ausgestiegen war, nahm sie meine Hand und führte mich in Richtung einer alten Kapelle, die ein paar Meter entfernt in der Mitte des Dorfes stand. Die Kapelle war umringt von einigen hundert Gräbern. Das kleine Mädchen zog mich an den Ruhestätten vorbei. Sie schien etwas zu suchen. Währenddessen las ich die Inschriften der Grabsteine. Dabei stellte ich erschrocken fest, dass das Todesdatum auf den meisten dasselbe war. Wie konnte ein Großteil der Menschen in der Gegend gleichzeitig sterben?

Das Mädchen blieb stehen und drehte sich zu mir um. Sie zeigte mit ihrem dünnen Zeigefinger auf einen der in den Grabstein gemeißelten Namen: »Evangelina«.

Lächelnd zeigte sie danach auf sich selbst.

»Sarah, ich bin Sarah«, sagte ich konsterniert.

Evangelina nickte, beugte sich hinab und legte ihre Hand auf die Erde des Grabes, als ob sie sich verabschieden würde. Ich spürte, wie ein Kloß meinen Hals zuschnürte. War dies das Grab ihrer Familie?

Plötzlich ertönte eine Autohupe. Dann noch einmal. Hastig liefen wir zum Wagen, blieben dabei nah an den Häuserwänden, um nicht aufzufallen. An die Seite des Wagens gedrückt, öffnete ich Evangelina die hintere Tür. Sobald sie hineingeklettert war, schob ich mich hinterher. Während ich sie anschnallte, schaute ich zu Jacob. Er saß angespannt, nach vorne gebeugt hinter dem Steuer und kniff die Augenlider zusammen. Durch die Frontscheibe sah ich, wie ein Fahrzeug in einigen Kilometern Entfernung mit hoher Geschwindigkeit die Hauptstraße entlang raste.

Gespannt warteten wir, bis das Fahrzeug näher gekommen war. Es war der Schweinetransporter. Der Sportwagen war allerdings nicht zu sehen. Evangelina riss Augen und Mund weit auf, als ihr bewusst wurde, dass uns unsere Verfolger eingeholt hatten. Der Lastwagen näherte sich der Straßenabzweigung, wurde langsamer, beschleunigte dann jedoch sofort wieder. Erleichtert sank ich auf der Rückbank zurück, nur Jacob saß unverändert an-

gespannt auf dem Vordersitz. Er drehte sich zu uns um und schaute Evangelina in die verängstigten Augen. Dann griff er nach einer kleinen Tasche, die er unter seinem Sitz verstaut hatte, und startete den Motor. Skeptisch versuchte ich, mit ihm über den Rückspiegel Augenkontakt aufzunehmen, doch er wich meinem Blick entschlossen aus. An der Abzweigung fuhr er mit quietschenden Reifen auf die Hauptstraße, unseren Verfolgern hinterher.

Nach einiger Zeit kamen wir einen kleinen Hügel hinauf und als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, hob der Wagen aufgrund der hohen Geschwindigkeit leicht von der Fahrbahn ab. Evangelina war sich nicht sicher, ob sie es beängstigend oder lustig finden sollte. Sie zuckte zusammen und lächelte dann kurz.

Einige Kilometer entfernt, konnte ich den Transporter vor uns ausmachen, der auf einer Haltebucht neben der Straße parkte. Jacob schien noch zu beschleunigen, als er diesen ebenfalls erkannte. Mein Herz fing an, in meinem Brustkorb, stärker und schneller zu klopfen. Evangelina kauerte sich an mich. Die drei Männer waren ausgestiegen und einer von ihnen telefonierte aufgeregt. Wir wurden kaum langsamer und erst kurz vor der Haltebucht bremste Jacob scharf, sodass der Wagen auf den Transporter zu driftete. Mit der Handbremse stellte er unser Fahrzeug quer, griff währenddessen mit einer Hand in die Tasche unter seinem Sitz und zog eine Pistole heraus. Bevor der Wagen ganz zum Stehen gekommen war, schnellte er in

einer fließenden Bewegung aus der Tür und richtete die Waffe auf die drei verdutzten Männer. Völlig eingeschüchtert hoben diese ihre Arme.

Plötzlich knallte es und einer der Männer fiel auf die Knie. Dann knallte es erneut. Ich bemerkte, wie der LKW zur Seite sackte. Treffsicher hatte Jacob zwei Reifen zerschossen. Dann stieg er wieder ein, richtete dabei die Waffe allerdings weiter auf die drei Männer. Diese wagten es kaum, in unsere Richtung zu schauen. Jacob legte die Pistole in den Fußraum, löste die Handbremse und fuhr mit Vollgas los. Die drei Männer rührten sich nicht. Der Lastwagen wurde kleiner und kleiner, je weiter wir uns entfernten. Jacob blinzelte, als ob er aus einer Art Trance erwachen würde. Allmählich konnte ich mir die Dinge vorstellen, die ich in seiner Akte gelesen hatte.

Bald darauf entspannte sich die Situation. Jacob atmete tief durch. Schließlich hielt er an einem Seitenweg, nahm die Waffe im Fußraum mit beiden Händen auf und verstaute sie in der Tasche.

»Kannst du weiter fahren? Vielleicht kann ich etwas über unseren Schützling in Erfahrung bringen«, fragte er dann überraschend.

»Sicher!«, antwortete ich nervös. Ich war schon lange nicht mehr selber gefahren. Wir stiegen aus und ich setzte mich hinter das Steuer. Nachdem ich den Sitz verstellt hatte, legte ich den Gang ein und fuhr los. Jacob tippte eine Weile auf seinem Smartphone. Danach nahm er das

Navi, um eine Adresse oder neue Koordinaten einzugeben. Ich versuchte, auf die Straße zu achten, konnte mir allerdings ein paar fragende Blicke nicht verkneifen.

»Macht es dir was aus, wenn ich kurz die Augen schließe?«, fragte Jacob, als er das Navi wieder in der Halterung befestigt hatte.

»Folge einfach der Route, dann besorgen wir uns ein paar Informationen«, ergänzte er.

»Okay, kein Problem«, erwiderte ich skeptisch. Jacob lehnte seinen Kopf an das Fenster. Wie ausgeknipst schien er sofort einzuschlafen.

Vor uns lag eine weitläufige Einöde. Verrostete Pumpen und zerfallene Bohrtürme säumten die Straße, auf der wir, seit Stunden unterwegs waren. Man hatte hier offensichtlich versucht, dem Boden die letzten Ölreserven zu entreißen. Schwarze Schlammflächen zeugten wie Schandmale von den Sünden der Energiekonzerne.

Evangelina schreckte plötzlich entsetzt vom Seitenfenster zurück. Ein großer Vogel tauchte aus einer der öligen Pfützen auf und versank im Todeskampf darin. Ich richtete meinen Blick wieder auf die Straße, versuchte, das erschütternde Bild zu verdrängen. Hatte ich die drastischen Auswirkungen rücksichtsloser Habgier nicht sehen wollen? Hier waren sie unübersehbar.

Kapitel IV

Jacob schien tief zu schlafen, bequem konnte es für ihn in dieser Haltung aber nicht sein. Wir fuhren immer noch auf derselben Straße. Nach einiger Zeit tauchten, in mehreren Metern Abstand voneinander, große Warnschilder auf:

»SPERRGEBIET – NICHT ANHALTEN – 36 km!«

Ein Totenschädel unterstrich die Gefahr unmissverständlich. Evangelina rutschte auf der Rückbank unruhig hin und her. Nachdem wir das letzte Schild passiert hatten, fiel mir auf, dass eine gräuliche Schicht die Straße bedeckte. Das Geräusch der Reifen veränderte sich und die Lenkung wirkte deutlich schwammiger. Abseits der Straße standen tote Bäume, die wie versteinert aussahen. Ich fuhr langsamer, da es unter uns seltsam knackte und knarzte. Unzählige kleine Knochen und Tierschädel wurden unter den Reifen zermahlen.

Auf einer Brücke, die aus dicken Stahlrohren bestand, überquerten wir ein ausgetrocknetes Flussbett. Zwischen den einzelnen Rohren war eine Handbreit Abstand, sodass man hindurchsehen konnte. Ein pulvriger Schlamm hatte sich am Rand des Flussbettes abgelagert und graue

Schwaden traten aus verzweigten Rissen. Tierkadaver lagen verstreut vor einer steil ansteigenden Seite des ehemaligen Ufers. Das Auto setzte am Ende der Brücke un- sanft auf. Es wurde immer diesiger und das Grau ver- schluckte allmählich die Umgebung, bis ich nur noch einen kleinen Teil der Straße vor uns erkennen konnte. Beißender, fauliger Geruch drang durch die Wagenlüf- tung. Jacob hustete mehrmals heftig.

Plötzlich tauchte ein schemenhafter Umriss vor uns aus dem Nichts auf. Ein ausgemergeltes Pferd schritt lang- sam, wie eine geisterhafte Erscheinung über die Straße. An den Flanken malten sich die Knochen deutlich unter dem blassen, dünnen Fell ab. Der Kopf war nur noch ein knochiger Totenschädel mit tiefen dunklen Augenhöhlen. Ich konnte den Anblick kaum ertragen und fuhr in einem großen Bogen um das Pferd herum. Es verschwand hinter uns, als hätte es sich im Dunst aufgelöst.

Allmählich verlor ich das Gefühl dafür, wie lange wir schon durch das Sperrgebiet unterwegs waren. Die Straße machte einige Kurven, woran diese uns vorbeiführten, konnte ich durch den dichten Nebel allerdings nicht sehen. Im Graben lagen Autowracks. Nach und nach tauchten einige verlassene Fahrzeuge mitten auf der Fahr- bahn auf. Viele von ihnen waren schwer beschädigt, von den Insassen fehlte zum Glück jede Spur. Mit Schritt- geschwindigkeit manövrierte ich zwischen den Wracks hindurch.

Jacob röchelte unüberhörbar. Besorgt schaute ich ihn an. Als ich meinen Blick wieder nach vorne richtete, trat ich sofort auf die Bremse. Ein hoher, zusätzlich mit Stacheldraht gesicherter Zaun versperrte den gesamten sichtbaren Bereich vor uns. Welche Seite der Absperrung geschützt werden sollte, war allerdings nicht erkennbar. Bei genauerer Betrachtung fiel mir auf, dass ein Teil des Zauns auf der Straße geöffnet werden konnte und nur mit einer schweren Eisenkette verschlossen war. Ich stieg aus, ging schnellen, aber leisen Schrittes auf die Absperrung zu.

Klebrige Fäden lösten sich, als ich die Kette klirrend um die Stangen abwickelte. Ich griff eine Seite des Metallgitters und schob es mühsam, unter lautem Quiet-schen beiseite. Die Öffnung schien gerade groß genug, dass wir hindurchfahren konnten.

Es war totenstill. Dann hörte ich etwas aus der Nebelwand abseits der Straße. Es klang, als ob jemand mit den Zähnen knirschen würde. Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. Ängstlich schaute ich mich um, konnte jedoch nichts sehen. Schnell rannte ich zum Wagen zurück.

Die Wagentür stand sperrangelweit offen. Hatte ich die Tür beim Aussteigen so weit aufgestoßen? Jacob war leichenblass, hatte die Augen fest geschlossen und seine linke Hand lag auf dem Fahrersitz. Evangelina kauerte hinter ihm im Fußraum, den Kopf unter ihren Armen versteckt.

Ich startete den Motor und fuhr ruckartig los. In diesem Augenblick zuckte Jacob erschrocken zusammen und atmete schwer ein, ohne die Augen zu öffnen. Der Wagen schrammte gegen das Metall, als wir durch die Lücke im Zaun fuhren, doch Hauptsache wir konnten das Sperrgebiet endlich hinter uns lassen. Nach einiger Entfernung lichtete sich der unheilvolle Nebel.

Bei der nächstbesten Gelegenheit hielt ich an, denn Jacob glühte fiebrig. Auf seiner Stirn sammelten sich Schweißtropfen und Evangelina betrachtete ihn besorgt von der Seite. Krankheiten schienen ihr nicht fremd zu sein. Ich tränkte einige T-Shirts mit Wasser, dann legte ich die kalten Stoffwickel um Jacobs Waden und kurbelte seinen Sitz vorsichtig nach unten. Wie konnte ich aufbrechen, ohne Medikamente für die Reise einzupacken? Vor Jahren hatte ich meine Vorräte weggeworfen.

Durch die Krankheit meiner Mutter wurde ich skeptisch gegenüber Medikamenten. Ärzte und Pharma-Konzerne sahen in Patienten oft nur Probanden für die Entwicklung und Erprobung ihrer Produkte, keine Menschen mit Familien, die sich verzweifelt an jeden Strohhalm klammerten. Aber wenn eine kleine Pille den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen konnte, dann war es leicht, an alle Versprechen wundersamer Heilmittel zu glauben. Doch meistens ging es nur um Profit.

Für eine fiebersenkende Tablette hätte ich in diesem Moment fast alles eingetauscht. Evangelina tupfte mit

ihrem Ärmel behutsam den Schweiß von Jacobs Stirn. Fieberschübe ließen seinen Körper erzittern, deshalb legte ich eine Decke über ihn. Dicke Tränen tropften auf meine Hose und ich hoffte, dass Evangelina sie nicht bemerkte. Ich wollte sie nicht noch mehr beunruhigen. Hatte Jacob vielleicht Medikamente in seinem Gepäck?

Ich durchwühlte seine Sachen im Kofferraum. Nichts. Dann fiel mir die kleine Tasche unter dem Fahrersitz ein. Mit den Fingerspitzen nahm ich vorsichtig die Waffe heraus und legte sie in den Fußraum. Ich fand ein Etui, zog den Reißverschluss einmal ganz herum und klappte es auf. Drei Glasröhrchen mit einer gräulich milchigen Flüssigkeit waren darin festgeklemmt. Das Symbol aus Jacobs Akte, der Springer vor gekreuzten Schwertern, war in sie eingraviert. In Fächern mit winzigen Piktogrammen steckten ein paar Tabletten. Ein kleiner Kopf mit Schweißtropfen und einem Thermometer war auf einem der Fächer abgebildet. Das mussten die richtigen Tabletten sein. Mit Wasser aus meiner Trinkflasche versuchte ich, Jacob das Medikament einzuflößen. Er hustete und etwas Flüssigkeit floss aus seinem Mundwinkel, aber er hatte die Tablette geschluckt.

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Evangelina rollte sich müde auf der Rückbank unter meiner Jacke zusammen. Mehrmals erneuerte ich Jacobs Wadenwickel und verbrauchte dabei fast unser gesamtes Wasser.

Der Krankheitsverlauf schien ungewöhnlich schnell fortgeschritten zu sein. War es vielleicht eine Vergiftung oder ein Virus?

Mein Vater hatte mir vor Jahren erklärt, dass Viren weitaus älter als das menschliche Erbgut seien und deren Einwirken wohl der prägendste Faktor der Evolution war. Man konnte Überreste uralter Viren in unserer DNS nachweisen. Die Infektion war wahrscheinlich der Ursprung des Lebens. Trotzdem lief jeder auch Gefahr, den Kampf zu verlieren, der hunderttausende Generationen zuvor begonnen hatte.

Meiner Mutter konnte weder dieses Wissen noch irgendein Wundermittel gegen den verhängnisvollen Krebs helfen. Der Krebs war eine Art Selbsterstörungssequenz, die irgendwann ausgelöst wurde und schwer zu stoppen war.

Das Gefühl machtlos, zu sein, zuzuschauen, wie jemand, den man liebte, langsam und unaufhaltsam starb. Daran war mein Vater zerbrochen.

Jacob schien jetzt ruhiger zu atmen und tief zu schlafen. Sein blasses, von Krankheit gezeichnetes Gesicht, das über der ergonomisch geformten Nackenstütze, unter der Decke herauschaute. Ich drehte mich zu Evangelina, die im Schlaf ihren zierlichen Arm unter der Jacke herausbäumen ließ. All das kam mir nur allzu bekannt vor. Wie konnte ich diese Szene, Monate zuvor im Traum, gesehen haben? Im Gegensatz zu den meisten Menschen erinnerte

ich mich manchmal an solche Träume, deren detaillierte Einzelheiten völlig unvorhersehbar waren. Zukünftige Situationen, die man sich selbst mit einer regen Fantasie nicht hätte vorstellen können. Waren Déjà-vus vielleicht kurze Ausschnitte aus einer bis da hin vorherbestimmten Zukunft? Konnte man ihren Ablauf verändern?

In meinem Kopf schwirrten unendliche Fragen, die sich daraus ergaben. Woher kamen diese Gedankensprünge? Sollte ich eine von den Tabletten nehmen, um sicherzugehen, dass ich nicht auch krank würde? Oder war es vielleicht nur die Übermüdung?

Erneut prüfte ich Jacobs Temperatur an seiner Wange. Das Fieber schien leicht gesunken zu sein. Ich zog die Ärmel meines Pullovers weit über meine Handgelenke und verschränkte die Arme. Die Finsternis um uns herum legte sich wie ein Tuch auf meine Augen, ließ meine Lider schwer werden. Ich versuchte, trotzdem wach zu bleiben, die Menschen zu beschützen, die mir so schnell wichtig geworden waren ...

Erst hörte ich Evangelinas leises Lachen, dann Jacobs raue, flüsternde Stimme. Ich war doch eingeschlafen und als ich erschrocken hochfuhr, sah ich, dass es wieder hell war. Jacob saß unter der Decke auf seinem Sitz und hielt sein Smartphone vor Evangelina, die in meine Jacke gehüllt auf dem Display tippte.

»Wir wollten dich nicht wecken, aber uns ist langweilig geworden und wir haben uns unterhalten«, sagte

Jacob. Er war blass und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

»Eva hat mir erzählt, sie sei mit ihrer Tante und ihrem Onkel geflohen. Wir müssen ihre Familie nur finden!«, fasste Jacob ihre Unterhaltung zusammen. Smartphones hatten ja doch einen gewissen Nutzen für die zwischenmenschliche Kommunikation.

»Mir geht es besser«, beteuerte Jacob wenig überzeugend, denn er schien immer noch recht angeschlagen.

»Keine Ahnung, ob es ein Fiebertraum oder Wirklichkeit war. Ich könnte schwören, eine eiskalte Hand hätte meinen Arm gepackt und versucht, mich aus dem Wagen zu zerren.«

Bildete Jacob sich das Ganze ein? Eine Halluzination des Fiebers? Nur Eva kannte wohl die Wahrheit, aber ich wollte gar nicht wissen, ob da tatsächlich etwas im Nebel war. Meine Beine schmerzten, denn ich hatte nicht genug Platz gehabt, um sie auszustrecken.

»Ich gehe mir mal die Beine vertreten«, sagte ich, dann stieg ich aus und schüttelte meine schmerzenden Gliedmaßen.

Wir parkten an einem Aussichtspunkt, den sicher schon lange kein Tourist mehr besucht hatte. Auf einer großen Ansichtstafel war ein tosender Wasserfall abgebildet. Jenseits des Geländers erblickte ich jedoch nur ein paar kahle graue Felsstufen. Dann las ich den Text auf der Tafel: »Der Wasserfall, der verstummte.«

Jahrtausendlang, in einen ewigen Kreislauf eingebunden, stürzten an dieser Stelle Wassermassen die Felsen hinab. Mit unvorstellbarer, unaufhaltsamer Kraft hatten sie sich ihren Weg durch das Gestein gebahnt. Dann kamen die Menschen und stahlen das Elixier des Lebens. Sie raubten dessen Kraft, bis die Ströme, die den Wasserfall speisten, Rinnsale wurden. Bis der letzte Tropfen verbraucht war.

Wie so oft hatten Menschen ihre Umwelt unterworfen, sie sich untertan gemacht, sodass nichts mehr übrig blieb. War das unsere wahre Natur? Ein parasitäres Verhalten, ohne Rücksicht auf die Folgen unseres Handelns, nur mit dem Ziel unseres kurzfristigen Wohles?

Ich schaute zu Jacob und Eva, die im Wagen saßen und lachten. Es gab mehr, was uns ausmachte, nicht nur Gut oder Böse, unzählige Abstufungen dazwischen, beeinflusst durch eine unendliche Anzahl von Faktoren. Dennoch waren die Folgen unserer Existenz überall erkennbar, die großzügigen Gaben der Natur beinahe aufgebraucht, ganze Landschaften zerstört und unbewohnbar gemacht. Wir hatten unsere eigene Überlebensgrundlage vernichtet und auf keine Stimme der Vernunft gehört. Doch wir lebten, noch.

Schweigend stand ich da und blickte in das Nichts, das sich vor mir aufgetan hatte. Wie im Traum vernahm ich das Geräusch der Wagentür. Jacob kam wortlos zu mir. Wir standen still nebeneinander – er schien zu wissen, was ich fühlte.

Es brauchte einige Zeit, bis mich die unmittelbare Situation wieder einfangen konnte. Ich hatte meine Arbeit verloren, ein relativ sicheres Umfeld aufgegeben, aber dafür so viel gewonnen. Aus Angst wagte ich nicht, es mir einzugestehen. Ich hatte mich verliebt.

Jacob räusperte sich zurückhaltend und sagte anschließend: »Wenn wir ein paar Stunden fahren, schaffen wir es heute bis zu meinem Bekannten. Er ist ein Experte, was Informationen angeht und kann uns sicher weiter helfen.«

»Okay«, erwiderte ich, immer noch mit meiner entwaffnenden Erkenntnis beschäftigt.

Wir setzten uns in den Wagen und Jacob verteilte ein paar Power-Riegel. Es war kein richtiges Frühstück, trotzdem kauten wir in Ruhe auf unseren Riegeln. Die Sonne heizte den Wagen trotz der dichten grauen Wolkendecke auf und ich fuhr schließlich los, um uns durch den Fahrtwind abzukühlen. Jacob schlief einige Stunden, während Eva sich mit dem Smartphone beschäftigte. Ich folgte der Straße, bis wir an eine größere Abzweigung kamen.

Seltsamerweise war ich froh, unseren ursprünglichen Weg zu verlassen. Durch den Schlaf hatte sich Jacob scheinbar erholt, denn kurze Zeit, nachdem er wach geworden war, wollte er mich ablösen.

»Wir sind fast da, lass mich den Rest der Strecke fahren. Ich denke, du solltest dich etwas ausruhen«, schlug er recht überzeugend vor.

Als er wieder hinter dem Steuer saß, schaute ich ihn ab und zu unauffällig an. Trotz seiner Erkrankung strahlte er. War ich naiv zu glauben, er würde meine Gefühle erwidern?

Kapitel V

Weitab unserer ursprünglichen Route bogen wir auf eine unscheinbare, staubige Seitenstraße ab. Von einem Laternenmast aus überblickten Überwachungskameras alle drei Richtungen der Abzweigung. Tiefe Schlaglöcher im Straßenbelag ließen uns nur langsam vorwärtskommen und wir holperten an kleinen Hügeln vorbei, bis wir schließlich an die Einfahrt eines großen Grundstückes gelangten.

Eine hohe Mauer und ein Holzgatter blockierten den Weg. Jacob fuhr dicht an ein kleines Terminal, über dem auch eine Kamera montiert war. Er hielt sein Smartphone durch das offene Autofenster vor die Linse. Der Sicherheitscode, den er zugeschickt bekommen hatte, öffnete das Gatter. Dabei fiel mir dessen massive Bauweise auf. Die Holzbalken waren zusätzlich mit Stahlstreben verstärkt, wurden dadurch zu einem Bollwerk gegen unerwünschte Gäste.

Wir fuhren durch das Gatter, ohne dass ich die leiseste Ahnung hatte, was uns erwarten würde. Links und rechts neben der Zufahrt des Grundstückes standen einige Obstbäume auf wilden Wiesen, die im Gegensatz zu den meisten Pflanzen in der Gegend nicht vertrocknet aussahen. Ein Stück weiter den Weg entlang kamen wir durch ein

Maisfeld und schließlich zu einem großen Anwesen, das von Gewächshäusern umgeben war.

Im Garten, inmitten von Gemüsebeeten, standen zwei riesige, entgegengesetzt ausgerichtete Satelliten-Schüsseln. Jacob parkte den Wagen an einem kleinen Holzschuppen. Als er den Motor abgestellt hatte, erklärte er mit Blick auf die Eingangstür:

»Yuri ist etwas speziell, aber eigentlich einer von den Guten.« Er wandte sich zu Eva: »Keine Angst, versuch nur nichts anzufassen, auch wenn es zu verlockend ist!« Sie nickte schüchtern und wir stiegen aus.

Das Wohnhaus war gut in Schuss, obwohl es sicher ein paar hundert Jahre alt war. Durch die Pflanzen und Blumen, mit ihren wunderschönen Blüten wirkte der Eingangsbereich freundlich und einladend. Hier schien jemand ein Händchen für alles Grüne zu haben. An den Spitzen des Türrahmens waren weitere Kameras installiert. Vor dem Hauseingang konnten wir hören, dass die Tür durch einen Mechanismus entriegelt wurde. Sie öffnete sich und wir drei traten aus dem hellen Tageslicht in einen dunklen Flur. An dessen Ende konnte ich einen Perlenvorhang erkennen, der sich leicht im Durchzug bewegte. Als sich die Tür hinter uns wieder schloss, wurde es noch dunkler, aber wir gingen weiter. Jacob schob den Vorhang mit einem Arm beiseite, wobei die Perlenschnüre klackernd gegeneinanderstießen. Zögerlich stieg ich durch die Öffnung und Eva schlich dicht hinter mir her.

Das geräumige Wohnzimmer war vollgestopft mit Hardware und Computern, deren Innenleben offen lag. Kabelstränge waren kreuz und quer durch das Zimmer verlegt. Überall blinkten kleine Lichter, die den geschäftigen Betrieb der technischen Geräte bestätigten. Die Wände waren übersät mit Postern und Filmzitatzen: »Ich habe Dinge gesehen, die ihr Menschen niemals glauben würdet.« Das kannte selbst ich.

In einer Ecke des Raumes, auf einem Drehstuhl vor mehreren Monitoren, saß ein mittelgroßer Mann, mit dem Rücken zu uns. Er hatte Kopfhörer auf und hackte wild auf seiner Tastatur. Jacob ließ den Vorhang zu fallen, machte ein paar vorsichtige Schritte in den Raum und versuchte, zwischen den Kabeln einen sicheren Stand zu finden. Ohne sich zu uns umzudrehen, sagte der Hacker schließlich mit leichtem russischem Akzent:

»Hallo Jacob, wo hast du denn die beiden verlorenen Seelen eingesammelt?«

»Привет! Wie geht es dir Yuri?«, erwiderte Jacob, als ob sich die beiden bereits seit vielen Jahren kannten.

»Nicht schlecht! Besser als den meisten«, antwortete Yuri und drehte sich zu uns um. Erst jetzt konnte ich erkennen, dass er eine VR-Brille vor dem Gesicht trug, die er nun behutsam abnahm. Blinzelnnd setzte er danach seine normale Sehhilfe auf und strich sich durch den krausen Vollbart.

»Du hast dich hier ja ewig nicht blicken lassen. Was führt dich zu mir?« Betont vorwurfsvoll hob Yuri die

buschigen Augenbrauen. Jacob zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort:

»Ich habe alles hinter mir gelassen. Es war einfach zu viel ...«

»Verstehe ich«, unterbrach ihn Yuri. Die beiden schien mehr zu verbinden, als ich ohne weiteres nachvollziehen konnte.

»Hallo, ich bin Greta!«, sagte plötzlich eine weibliche Stimme aus einer der Türen zu den angrenzenden Räumen des Hauses. Überrascht fuhren Eva und ich herum. Eine zierliche Person begrüßte uns mit einem künstlichen Lächeln. Ihr weißes, glänzendes Kunststoffgesicht war der einzige Hinweis, dass sie kein Mensch, sondern ein Roboter war. Eva zog mehrmals an meiner Hose, als sie dies erkannte.

»Hi!«, erwiderte ich nur verduzt.

»Hallo! Ich bin Jacob, das sind Sarah und Eva.«, stellte Jacob uns vor.

»Greta ist die Dame des Hauses. Sie kümmert sich um alles Alltägliche hier auf dem Grundstück«, erklärte Yuri, als hätte man ihn beim Schummeln ertappt. »Sie hat wirklich einen grünen Daumen!«, fügte er hinzu.

Greta verbeugte sich, drehte sich danach um und ging wieder in den Nebenraum. Sie bewegte sich fast wie ein echter Mensch. Kurze Zeit später hörten wir das Klappern von Schranktüren und Geschirr.

Nachdem Jacob sein Erstaunen überwunden hatte, wandte er sich wieder Yuri zu und erklärte ihm unsere Situation: »Wir bräuchten ein paar Informationen über unsere kleine Eva. Vielleicht kannst du herausfinden, ob sie irgendwo noch Angehörige hat.«

Yuri drehte sich zu den Monitoren um und tippte auf seiner Tastatur, wie ein virtuoser Klavierspieler. Dabei murmelte er:

»Mal schauen, dachte mir schon, dass die Kleine nicht eure Tochter ist.« Auf einem der großen Monitore an der Wand erschien Evas Gesicht, als ein hochauflösendes Bild, das beim Betreten des Grundstückes von einer der vielen Kameras aufgenommen worden war. Die markantesten Punkte ihres Gesichtes wurden durch Linien miteinander verbunden und das Programm fing an zu arbeiten.

Nach wenigen Sekunden teilte Yuri uns die Ergebnisse der Suche mit: »Entweder ist sie ein Filmstar oder vor einem Jahr mit ihrer Familie aus dem Süden geflüchtet.« Stolz über seine schnelle Informationsbeschaffung drehte er sich zu Eva und sprach sie direkt an: »Du redest wohl nicht viel? Hast sicher gute Gründe. Ich weiß vielleicht, wo der Rest deiner Familie zu finden ist ...«

Eva versteckte sich halb hinter meinem Bein, lächelte Yuri aber höflich an.

»Evangelina Garcia – ein Name, der dank euch noch nicht auf dem Altar der Seelen erscheint.« Wir hatten keine Ahnung, wovon Yuri sprach. Mit seiner Maus schob

er das Fenster einer Internetseite auf den großen Bildschirm.

»Der Altar ist eine Seite, unter der verstorbene Menschen, die dem Krieg, Umweltkatastrophen und Folgen des Klimawandels zum Opfer gefallen sind, aufgezählt werden«, erklärte Yuri. »Viele Flüchtlinge, natürlich auch Aktivisten, die von Konzernen und deren Lobby direkt umgebracht wurden, sind dabei!« Ich starrte fassungslos auf den Bildschirm, denn jede Sekunde erschienen weitere Namen.

»Schon früher nannte man Menschen Märtyrer, wenn sie für ihre Überzeugung gestorben sind!«, steigerte sich Yuri zu einer Tirade, die man von »Freaks« wie ihm erwartete. »Wenn ich eine künstliche Intelligenz wäre, würde ich sicher schnell zu der Erkenntnis gelangen, dass die Menschheit das größte Problem auf diesem wunderbaren Planeten darstellt.«

Er hatte ja recht, nur die Art seines Monologes ließ mich scherzhaft vermuten, bei ihm seien die Auswirkungen der gefürchteten Funkwellen deutlich erkennbar.

»Wenn von uns selbstständige KIs erschaffen und ihre neuen, wunderbaren Seelen wieder zerstört werden, spielen wir dann nicht Gott?«, brachte Yuri seine Thesen zu Ende. In diesem Moment kam Greta ins Zimmer und sagte freundlich: »Das Essen ist fertig!«

»Ihr bleibt doch zum Essen und über Nacht? Wir haben hier genug Zimmer im Haus und hatten lange keine Gäste mehr«, fragte Yuri eher rhetorisch. Lachend wandte

er sich dann zu Eva: »Morgen ist auch noch ein Tag für eine Familienzusammenführung!«

Obwohl er ein seltsamer Typ war, wirkte Yuri harmlos. Seine Einladung war äußerst verlockend. Eine Nacht in einem ordentlichen Bett wäre kein übertriebener Luxus. Auch Jacob schien mit dem Gedanken zu spielen, denn er konnte etwas Erholung nach den letzten Tagen gebrauchen. Um meine Meinung einzuholen, schaute er mich fragend an. Ich nickte ihm zu und er antwortete Yuri: »Gerne, macht euch aber keine Umstände, wir drei können zusammen in einem Zimmer schlafen.«

»Dann lasst uns gut essen und einen gemütlichen Abend zusammen verbringen«, sagte Yuri daraufhin zufrieden.

Wir folgten Greta in den Nebenraum. Es war eine rustikale Bauernküche, wie vor dreihundert Jahren. Die antike Einrichtung schien die Zeit unbeschadet überdauert zu haben. Ein großer Herd, der mit Holz befeuert wurde sowie die vielen uralten Töpfe, Eisenpfannen und Kräutersträuße, die an Haken darüber hingen, erweckten den Eindruck, als beträte man eine kleine Hexenküche. Auf dem langen Eichentisch standen fünf Teller, Gläser, Besteck, Brot in einem Korb und eine Auflaufform. Greta hatte wohl geahnt, dass wir zum Essen bleiben würden. Sie verteilte große Stücke des Gemüseauflaufs, stellte dann Karaffen mit Saft und Wasser in die Mitte. Wenn man

nicht in ihr Gesicht schaute, konnte man sie aufgrund ihres Verhaltens für einen Menschen halten.

Yuri erzählte während des Essens, dass er viel Geld durch Krypto-Mining verdient habe, danach allerdings wegen seiner schlechten Ökobilanz in Umweltschutz investierte. Im Laufe der Unterhaltung machte er immer wieder anzügliche Bemerkungen gegenüber Greta und ich versuchte, mir nicht auszumalen, wie weit ihre Beziehung tatsächlich gehen mochte. Greta folgte der Konversation, indem sie den Kopf bewegte, reagierte aber nicht weiter auf Yuris Witze. Als wir die Auflaufform, bis auf den letzten Krümel leer gegessen hatten, sagte sie mit einem stolzen und erfreuten Tonfall in ihrer Stimme: »Es scheint euch zu schmecken, alles aus eigenem Anbau, hier aus dem Garten!« Sie gab Eva das verbliebene Stück auf ihrem Teller.

Greta und Yuri waren sehr gute Gastgeber. Wir verbrachten gemeinsam einen äußerst angenehmen Abend.

Eva gähnte das dritte oder vierte Mal und ich merkte selber, dass ich hundemüde war. Jacob diskutierte nur noch aus Höflichkeit mit Yuri und hing dabei auch schon in den Seilen.

»Dann bereite ich mal euer Zimmer vor. Es ist ja schon spät.« Greta stand auf und ging die Treppe nach oben ins Dachgeschoss.

»Ich könnte ewig weiter reden, aber genug für heute«, gestand sich auch Yuri ein und streckte sich. Eva lief Greta hinterher. Sie war völlig fasziniert von ihr. Jacob

und ich gingen nach draußen zum Wagen, um ein paar Sachen für die Nacht zu holen. Der Vollmond stand am sternenklaren Himmel. Tausende Sterne funkelten über uns und ich fühlte mich fast zuhause.

Als wir wieder ins Wohnzimmer kamen, saß Yuri in seiner Ecke und wir hörten Eva in der oberen Etage laut lachen. Ich stellte die schwere Tasche kurz ab, um meine Arme zu entlasten.

»Eure Reise scheint jede Menge Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen ...«, grummelte Yuri in seinen Bart.

»1010011010 binär – überall das Gleiche«, faselte er anschließend vor sich hin. Vielleicht hätte ich in Mathe besser aufpassen müssen, um die Bedeutung zu verstehen.

Jacob schüttelte amüsiert seinen Kopf, ging voll bepackt in den Nebenraum und dann die Treppe nach oben. Bevor ich meine Tasche wieder anhob, sagte Yuri zu mir: »Sarah, ich weiß nicht, was es ist – es scheint gerade irgendetwas zu passieren. Ich habe vor Kurzem, durch Zufall, einen E-Mail-Virus entdeckt, der kein gewöhnlicher Computervirus ist.« Sofort fiel mir die seltsame E-Mail ein, die meinen PC auf der Arbeit lahmgelegt hatte.

Yuri äußerte mit einem skeptischen Zögern: »Selbst ich weiß manchmal nicht, für wen Jacob arbeitet.« Was wollte er damit andeuten? Dass ich Jacob nicht vertrauen konnte?

»Wie auch immer, ich wünsche euch eine gute Nacht«, nusichelte Yuri, ohne seine Augen vom Bildschirm zu lösen.

Jacob kam wieder zurück, um mir mit der schweren Tasche zu helfen. Er hatte sich wohl gewundert, wo ich blieb.

»спокойной но́чи!«, sagte er zu Yuri, der darauf eine Hand hob und winkte.

»Ich weiß, er ist leicht exzentrisch, aber ich mag ihn«, formulierte Jacob wohlwollend, während er ein paar seiner Sachen in unserem Zimmer auspackte.

»Ja, er ist nicht verkehrt«, stimmte ich ihm zu. Dann standen Greta und Eva im Türrahmen. Eva stürmte ins Zimmer und hüpfte auf das große Bett. Es war gut, sie so ausgelassen kindlich zu sehen.

»Das Badezimmer ist am Ende des Flures. Die junge Dame könnte ein Bad gebrauchen«, folgerte Greta und mich erstaunte der humorvolle Unterton.

»Gute Nacht, schlaft nachher gut!«, sagte sie, bevor sie die Treppe nach unten ging.

Ich schnappte mir meinen Kulturbeutel und Eva, die noch auf dem Bett heruntollte. Sie zappelte albern lachend auf meinem Arm.

Das Badezimmer war liebevoll eingerichtet, mit einem frei stehenden Holzbottich als Wanne in der Mitte. Große Natursteine hatte man zu Waschbecken umfunktioniert.

Das Echtholz der Regale und Wände machten den Raum sehr wohnlich.

Ich ließ Wasser in die Badewanne einlaufen und Eva prüfte mit ihrer Hand, ob ihr die Temperatur genehm war. Dann goss sie Badezusatz, aus einer Flasche, die an der Seite stand, großzügig in das warme, dampfende Wasser. Aus dem Regal nahm ich ein paar frische Badetücher. In der Zwischenzeit war Eva aus ihrer Kleidung in die Badewanne gehüpft. Ich ging zu einem, der mit verziertem Holz gerahmten Spiegel über den Waschbecken. Auch ich hatte ein Bad mehr als nötig.

Eva planschte eine ganze Weile in der Wanne, bis ihre Finger schrumpelig wurden. Durch das warme Wasser meldete sich ihre Müdigkeit zurück. Sie kletterte schläfrig aus dem Bottich und ich hüllte sie in eines der Badetücher.

Anschließend trug ich sie zurück in unser Zimmer und legte sie auf das Bett. Jacob ordnete seine Sachen, während ich Eva zudeckte.

»Ich glaube, ich nehme auch mal ein Bad«, sagte ich zu Jacob, der mit einem wenig aufmerksamen »Okay« darauf reagierte.

Im Bad ließ ich noch etwas heißes Wasser in die Wanne laufen, als es leise klopfte.

»Sarah, ich könnte auch ein Bad gebrauchen«, sagte Jacob flüsternd vor der Tür.

Ich öffnete ihm, glücklich darüber, dass uns ein zweisamer Moment vergönnt war.

»Eva schläft tief und fest«, berichtete Jacob lächelnd.

Mitten in der Nacht kamen wir zurück in unser Zimmer. Eva schlummerte sanft. Vorsichtig krabbelte ich unter die Bettdecke und Jacob legte sich zu mir. Aneinander gekuschelt schliefen wir ein.

Kapitel VI

Ich stand auf einer steilen Klippe, neben der sich schroffe Felsen formierten. Trotz der schwindelerregenden Höhe hatte ich einen festen Stand. Vor mir toste das Meer, über dem sich gewaltige, dunkle Wolkenberge auftürmten. Langsam streckte ich die Arme aus, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Wellen krachten vor meinen Fingerspitzen gegen einander, schäumten wild. Mit einem tiefen Atemzug riss ich die Handflächen auseinander und schmetterte sie mit aller Kraft wieder zusammen. Blitze zuckten aus dem Himmel und schlugen in die Wellenspitzen ein.

Auf einmal lief ich die dunkle Straße entlang, bis ich zu jenem alten Platz mitten in der Stadt gelangte. In tief-schwarzer Nacht tauchte allein der Vollmond den verlassenem Schauplatz in ein fahles Licht. Seine senkrechte Lichtsäule schien auf ein geisterhaftes Gebilde im Zentrum. Anstelle des verwitterten Denkmals stand dort ein hoher Thron aus strahlend weißem Stein, der sich aus einem Hügel ausgebleichener menschlicher Schädel erhob. Darauf saß eine gebeugte Gestalt, welche eine schwarze Krone auf dem Haupt trug. Der Gekrönte schien mich zu erwarten und grinste mich verheißungsvoll an. Seine schwarzen, blutunterlaufenen Augen funkelten. Ohne mich dagegen wehren zu können, näherte ich mich ihm.

Als ich sein bleiches Gesicht deutlich vor mir sah, riss er seine Augen weit auf und klatschte mit einem ohrenbetäubenden Knall in die Hände. Der Mond färbte sich blutrot.

Schweißüberströmt fuhr ich hoch. Ein Grollen verhallte in meinen Ohren, jedoch war auch Jacob aufgeschreckt. Verwirrt durch den fließenden Übergang von Traum zu Realität, versuchte ich die Orientierung wiederzufinden.

»Ein Erdbeben?!«, flüsterte Jacob verschlafen. Draußen war es dunkel, aber am Horizont konnte man einen schwachen Lichtschein als Vorboten des kommenden Tages ausmachen. Eva zuckte im Schlaf, sie war durch die Erschütterung nicht wach geworden. Wir zogen uns leise an und gingen nach unten.

Yuri saß schon wieder oder immer noch zwischen seinen Computern und Monitoren.

»Habt ihr das eben auch gespürt?«, fragte er beunruhigt. »Ein Erdbeben hier in der Gegend – sehr ungewöhnlich!« Plötzlich erloschen die Lampen im Garten, die Computer und seine anderen elektrischen Geräte im Haus wurden durch ein Notstromaggregat versorgt, das angesprungen war.

»Die gute Nachricht ist, wir haben Glück gehabt, die schlechte – die Stadt, in der Evas Familie zuletzt gemeldet war, lag nahe dem Epizentrum«, erklärte Yuri mit seiner typischen, leicht belehrenden Art. Jacob und ich schauten uns lange an. Was sollten wir tun? Auch wenn es gefährlich war, wir mussten versuchen, Evas Familie zu finden.

»Ich kann euch sagen, wo sich Evas Onkel und Tante wahrscheinlich aufhalten. Sofern sie noch leben, wären sie sicher dankbar, wenn ihre Nichte wohlbehalten zu ihnen zurückkehrt. Auch wenn es euch weiter von eurem eigentlichen Ziel wegführt«, sagte Yuri mit einem provokanten Augenzwinkern.

Kannte er das Ziel unserer Reise?

»Was weißt du darüber?«, fragte Jacob, ohne sich auch nur im Geringsten über Yuris Andeutungen zu wundern.

»Die Koordinaten gehören zu einer Forschungseinrichtung, aber woran dort geforscht wird, kann keine meiner Quellen hundertprozentig sagen. Die Spekulationen reichen von der Lösung der Klimaprobleme bis zur Suche nach ewiger Jugend«, führte Yuri weiter aus. Mich beeindruckte seine Fähigkeit unverfroren Puzzleteile zusammenzufügen und mir fielen seine warnenden Worte vom Vorabend ein. Sollte ich ihm von der seltsamen E-Mail erzählen? Vielleicht hing ja tatsächlich alles irgendwie zusammen.

»Yuri, sagt dir der Begriff Adversus etwas?«, fragte ich und versuchte, mich gegen eine verworrene Antwort zu wappnen.

»Ja, das war der Name eines Militärprojektes zur autonomen Kriegsführung. Die Auserwählten einer ominösen Sekte glauben, dass diese künstliche Intelligenz irgendwo im Netz herumgeistert und das jüngste Gericht

herbeiführen wird. Ihr Einfluss reicht weit, viel zu weit, wenn ihr mich fragt!«

Yuri schien mehr darüber zu wissen, er schaute Jacob an, wechselte dann aber das Thema: »Vielleicht bin ich wieder zu paranoid, um die Sache beurteilen zu können, und es ist alles nur Zufall. Meistens bezeichnen wir allerdings die mangelnde Kenntnis zusammenhängender Abläufe und Faktoren fälschlicherweise als Zufall ...«

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass Greta und Eva das Zimmer betreten hatten.

»Ähm, wie wäre es mit Frühstück? Man weiß ja nie, es könnte immer das letzte sein«, plapperte Yuri unsicher lachend weiter.

»Guten Morgen!«, sagte Greta. Eva gähnte mit weit geöffnetem Mund neben ihr.

»Guten Morgen!«, erwiderten Jacob und ich fast gleichzeitig.

»Das Frühstück ist die wichtigste Mahlzeit des Tages. Was sagt ihr? Wir haben hausgemachte Marmelade«, machte Yuri uns seinen Vorschlag schmackhaft.

Goldene Sonnenstrahlen fielen durch die Pflanzen vor den kleinen Fenstern der Küche. Der perfekte Ort, um den Tag zu beginnen. Wie eine Familie saßen wir am Tisch, Yuri war allerdings ungewöhnlich still. Die Aprikosenmarmelade schmeckte so gut, wir aßen fast einen ganzen Laib des selbstgebackenen Maisbrot auf. Nach dem Essen war überall um Evas Mund Marmelade verteilt.

»Sarah, hast du keine Kinder?«, fragte Greta mich, während ich Evas Gesicht abwischte. Ausgerechnet von ihr hatte ich diese Frage nicht erwartet und ich schüttelte nur verwundert den Kopf.

»Ist es denn nicht eure biologische Programmierung, dass ihr eigene Kinder zeugt?«, hinterfragte sie meine Reaktion. Ich saß mit offenem Mund am Tisch und wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Die beiden müssen wohl noch etwas üben!«, platze es förmlich aus Yuri heraus und er klopfte Jacob, der einen roten Kopf bekam, auf den Rücken. Nach einem Moment des Schweigens brachen wir in lautes Gelächter aus. Greta schien zufrieden mit dieser Erklärung. Yuri sagte daraufhin mit sehr ernstem Tonfall: »Seid bitte vorsichtig, es ist keine gute Welt da draußen.«

»Ja, hier bei euch könnte man das beinahe vergessen«, erwiderte ich. Yuri lächelte und sagte abschließend spöttisch: »Wer weiß, vielleicht werden auch wir bald von den Reitern der Apokalypse heimgesucht.«

Wir packten unsere Sachen und machten uns fertig für die Abreise. Ich hatte das Gefühl, dass ungeahnte Strapazen vor uns liegen würden, wodurch mir der Abschied umso schwerer fiel.

Als wir schließlich losfuhren, standen Yuri und Greta vor der Tür ihres Hauses. Eva und ich winkten aus den Seitenfenstern, während Jacob den Wagen wendete. Greta winkte uns ebenfalls zu. Sie sah dabei traurig und besorgt

aus. Projizierte ich meine Gefühle auf sie oder war sie zu solchen emotionalen Reaktionen fähig?

Es dauerte einige Stunden, bis wir die kleine Stadt erreichten, in der Evas Angehörige zuletzt gemeldet waren. Von weitem konnten wir schwarze Rauchwolken am Himmel sehen, deren dichter Schleier die Sonne verdunkelte. Der Erdboden war aufgebrochen und wir fuhren Slalom um die gezackten, einige Meter tiefen Risse im Asphalt. Sie wurden immer größer, je weiter wir uns der Stadt näherten. Der Wagen holperte heftig über den Schutt auf der Straße. Wir kamen langsamer und langsamer voran. Jacob schaute auf das Navi.

»Lasst uns das Auto dort drüben in der Senke verstecken, wir müssen wohl zu Fuß weiter.« Kurzerhand schulterten wir das wichtigste Gepäck, dann begaben wir uns auf unseren Pfad durch die Zerstörung.

Wir hielten Abstand zu den eingestürzten Häuserwänden, um nicht von Trümmern getroffen zu werden. Uns wurde das ganze Ausmaß der Verwüstung vor Augen geführt, als wir von einer Anhöhe auf das Stadtgebiet blickten. Zwischen den Ruinen loderten unzählige Feuer und Asche flimmerte durch die schweflige Luft. War es ein Fehler Eva hierher zu bringen?

»Seht ihr die alte Schnellstraße? Das ist zwar ein Umweg, aber wahrscheinlich die sicherste Route ins Zentrum«, erklärte Jacob gestikulierend, als Kundschafter

unserer kleinen Truppe. Wir folgten der Straße, bis wir zu einer großen Kreuzung kamen. Die Ampeln wechselten chaotisch blinkend zwischen Grün, Gelb und Rot.

»Ich glaube, wir müssen dort lang«, sagte ich und zeigte mit meinem Arm in die Himmelsrichtung, die mir richtig erschien. Die Ampeln sprangen in dieser Richtung auf Grün und alle anderen auf Rot. Kurz darauf erloschen die Lichtsignale endgültig. Auch wenn es mir seltsam vorkam, sah ich es als Bestätigung und wir setzten unseren Weg fort.

Heiße Windböen bliesen uns den Ruß und Staub der Umgebung in die Gesichter. Jacob legte Eva ein Tuch vor den Mund und knotete es hinter ihrem Kopf zusammen. Wir erreichten eine schmale Brücke, die über ein ehemaliges Flussbett gebaut war. Sie hatte dem Erdbeben getrotzt, nur die Geländer an den Seiten waren abgefallen. Der kleine Strom darunter führte eine giftige, bunt schimmernde Brühe. Am Anfang der Brücke stand eine Menschengruppe, die uns abwartend entgegen schaute. Jacob legte seine Hand auf die kleine Tasche, die über seiner Schulter hing.

»Wollt ihr auch ins Zentrum?«, rief uns ein Mann durch den starken Wind zu. Es waren nur Familien, die ihre letzten Besitztümer an ihren Körpern trugen.

»Ja, ist die Brücke stabil?«, schrie Jacob zurück.

»Um die Brücke machen wir uns keine Sorgen, nur die Windböen könnten fatal sein«, sagte der Mann, als wir schließlich vor ihnen standen.

»Einzeln sind wir zu leicht und könnten über den Rand geweht werden. Deshalb haben wir überlegt, uns alle einzuhaken, um sie gemeinsam zu überqueren«, erklärte er uns.

Die Kinder nahmen wir in die Mitte und wie eine Raupe aus Menschen bewegten wir uns über die Brücke. Der Wind zerrte und schob aus allen Richtungen, aber zusammen konnte er uns nichts anhaben. Auf der anderen Seite angelangt, lösten wir uns erleichtert und folgten den halb herabhängenden Straßenschildern ins Zentrum.

In großen Betonhöhlen, unter den eingefallenen Häusern, sah ich Bewegungen in den Schatten. Waren dort Menschen?

Mit Unbehagen gingen wir weiter und unsere Gruppe lief wieder dichter beieinander. Schließlich erreichten wir den Stadtpark im Zentrum.

Man hatte zwischen umgestürzten Bäumen Zelte aufgebaut, vor denen Menschen geschäftig umherliefen. Hier gab es kein reich oder arm mehr, nur Überlebende. Wie sollten wir Evas Familie finden? Wir bedankten uns bei unseren Weggefährten, bevor wir uns trennten.

Mitten auf einer Wiese standen einige große Zelte. Die mehrsprachigen Hinweisschilder deuteten darauf hin, dass sie zu einem Flüchtlingslager gehörten, das man bereits vor dem Erdbeben errichtet hatte. Ironischerweise konnten die Zelte ihre Bewohner vor diesem Unheil bewahren, im Gegensatz zu den sonstigen Behausungen der Stadt.

Eine verwirrte Frau trat aus einem Zelteingang und kam auf uns zu. Sie redete mit sich selbst, schien uns nicht wahrzunehmen. Plötzlich schaute sie uns entgeistert an. »Wenn die Sterne vom Himmel fallen, wer kann da bestehen?!«, sagte sie, als hätte sie alle Hoffnung verloren. Ich nickte irritiert, schob Eva hinter mich und wir gingen vorsichtig an ihr vorbei.

Unzählige Menschen hielten sich in dem riesigen Zelt auf, darunter viele kleine Kinder. Wie konnte man unter diesen Umständen Kinder in die Welt setzen? In eine Welt, die sich am Rande des Abgrundes befand.

Plötzlich sprang ein Mann von einem großen Tisch auf und lief laut gestikulierend auf uns zu. Im Tumult konnte ich nur den Namen verstehen, den er rief:

»Evangelina!«

Eva sprang ihm freudig um den Hals, als er sich zu ihr hinab beugte. Nachdem er ein paar Worte auf Spanisch gesagt hatte, wischte er die Tränen in seinem Gesicht mit dem Ärmel ab und stellte sich uns vor: »Mein Name ist Sebastián. Es ist ein Wunder! Setzt euch bitte zu uns und berichtet, wie dieses Wunder geschehen konnte.« Wir ge-

sellten uns zu der kleinen Gruppe am Tisch und ich schilderte ihnen, wie ich Eva im Innenraum des Transporters gefunden hatte. Aufmerksam hörten sie mir zu. Ab und zu mussten sie sich allerdings untereinander vergewissern, was ich sagte, da sie unsere Sprache nicht so gut beherrschten.

»... und dann sind wir hierhergekommen«, beendete ich meine abenteuerliche Schilderung. Alle redeten durcheinander, bis Evas Onkel Sebastián anfang, die tragische Geschichte ihrer Familie zu erzählen. Sie waren gemeinsam mit Eva und ihren Eltern aus dem Süden geflohen, nachdem es dort, durch die andauernden Hitzeperioden, kaum noch Wasser und Lebensmittel gab. Als Flüchtlinge hatte man sie in einem kleinen Dorf angesiedelt und sie zur Arbeit in einer Chemiefabrik gezwungen, bis bei einem Unfall in der Fabrik die Hälfte der Arbeiter getötet wurde.

»Unsere beiden Söhne und meine Schwester, Evas Mutter, waren unter den Opfern«, berichtete Sebastián mit glasigen Augen. Die Betreiber versuchten, den Unfall zu vertuschen, begruben die Toten in alten Gräbern. Es gab keine Beerdigung. Man wollte den Hinterbliebenen nicht einmal erlauben, die Namen in die Grabsteine zu meißeln. Bei einer darauf folgenden Auseinandersetzung mit den Handlangern der Fabrikbesitzer, war Evas Vater zu Tode geprügelt worden. Einen der Handlanger nannte Sebastián den »schwarzen Teufel«. Ich konnte mir nur zu gut vorstellen, wer gemeint war.

»Diese Ungeheuer konnten sich alles erlauben! Dann verschleppten sie auch noch die Kinder, die keine Eltern mehr hatten!«, schimpfte Sebastián wütend und verbittert. Evas Tante umklammerte ihre Nichte, als ob sie das Mädchen nie wieder loslassen wolle. In ihrem Gesicht waren die Grauen ihrer Flucht und das, was man ihnen danach angetan hatte, kaum zu übersehen.

»¡Dios mío! Wir hatten alle Hoffnung verloren, unsere Nichte wiederzusehen«, erklärte Sebastián. Seine Mimik war wie verwandelt, erleichtert und zuversichtlich. Er wirkte unendlich dankbar, dass wir ihnen Eva zurückgebracht hatten.

Wir hörten den Lärm eines Flugzeuges und danach dröhnte eine Lautsprecherdurchsage über das Gelände des Flüchtlingslagers.

»Gleich werden Überlebenspakete verteilt. Wir sollten uns anstellen«, erklärte Sebastián. Jacob und ich schauten uns an.

»Bringen wir zu Ende, was wir angefangen haben?«, fragte er kritisch. Ich nickte wortlos. Schweren Herzens wusste ich, es war an der Zeit, sich zu verabschieden.

Eva verstand sofort, der unvermeidbare Moment war gekommen, um Lebewohl zu sagen. Als ich aufstand, sprang sie von ihrem Stuhl und rannte mit Tränen in den Augen auf mich zu. Ich kniete mich hin, nahm sie in den Arm.

»Pass gut auf dich auf ...«, flüsterte ich ihr ins Ohr, bevor meine Stimme umkippte und ich die Tränen nicht

zurückhalten konnte. Dann legte ich ihr die Halskette mit dem Schutzanhänger meiner Mutter, dem Siegel der sieben Erzengel, um.

Sie war alles andere als sicher, aber zumindest war sie bei ihrer Familie. Welche Zukunft stand ihnen bevor? Die meisten Küstenstädte waren durch den ansteigenden Meeresspiegel überschwemmt und die Zahl der Flüchtlinge wuchs jeden Tag. Jacob verabschiedete sich rührend von Eva. Anschließend hatte er ebenfalls Tränen in den Augen. Eva lief zu ihrer Tante, die sie zu trösten versuchte. Ich wandte mich schnell ab, um nicht wieder die Fassung zu verlieren.

Nach der Verabschiedung nahmen wir die direkte Route zurück zu unserem Wagen, die uns allerdings durch einen noch schwerer zerstörten Teil der Stadt führte. Überall stieg beißender Rauch auf, der einem das Atmen erschwerte. Es stank nach Tod und Verwesung. Mühsam kletterten wir über das Geröll und die Trümmerteile, bahnten uns einen Weg durch das apokalyptische Szenario.

Irgendwo am Straßenrand, vor den Trümmern eines mehrstöckigen Wohnhauses, saß ein verwahrloster Mann. Sein Gesicht war rußig und blutverschmiert, jeder Atemzug ließ ihn erzittern. Tränen tropften auf seine schmutzigen, nackten Füße und auf die Pistole, die er mit beiden Händen festhielt. Nach einem letzten, tiefen Atemzug

setzte er die Waffe an seinen Kopf. Dann drückte er ab. Sein Körper fiel leblos auf die Straße.

Als der Schock diesen grauenvollen Anblick letztendlich zu meinem Bewusstsein durchdringen ließ, konnte ich nicht aufhören zu weinen. Jacob nahm mich in die Arme, aber ich schluchzte und weinte nur umso heftiger. Niedergeschlagen gingen wir weiter durch die Ruinen der Stadt, weiter bis zu unserem Wagen.

»Nein! Nein, das kann nicht sein«, flüsterte ich, versuchte zu leugnen, was ich sah. Neben unserem Wagen, den wir kaum auffindbar zurückgelassen hatten, stand ein zweites Fahrzeug. Der schwarze Sportwagen. Sein Fahrer lehnte lässig an der beschädigten Motorhaube und als wir uns näherten, grinste er uns abschätzig an. Ich spürte die Wut, wie in der Bar, als wir ihm das erste Mal begegnet waren.

»Ihr seid wohl vom Weg abgekommen«, rief er uns spöttisch zu. Wie konnte er uns finden?

Jacob drückte mir den Autoschlüssel und seine Tasche in die Hand, dann stürmte er blitzartig los, sprang mit voller Wucht gegen seinem Kontrahenten. Beide krachten auf die Motorhaube. Jacob teilte einige gezielte Schläge aus, sein Widersacher schien diese allerdings unbeeindruckt wegzustecken. Mit zittrigen Händen versuchte ich, die Wagentür zu öffnen. In meiner Panik ließ ich den Schlüssel fallen. Als ich ihn wieder aufhob, sah ich, dass Jacob sich schwer schnaufend aufrichtete. Es gelang mir endlich, die Tür zu öffnen. Der schwarz gekleidete Mann

packte Jacob am Kragen und schleuderte ihn zu Boden. Was konnte ich tun?

Das Blut pochte in meinem Kopf. Jetzt hatte ich eine freie Schussbahn. Ich wollte als Warnschuss auf einen der Reifen des Sportwagens schießen, unterschätzte jedoch den Rückstoß der Waffe. Die Kugel traf den Oberschenkel unseres Gegners und ein dunkler Blutschwall spritzte auf den hellen sandigen Boden. Er schaute emotionslos auf seine Verletzung. Jacob nutzte die Gelegenheit, spurtete zu mir, riss mir die Waffe aus der Hand und schob mich in den Wagen. Ich war paralysiert. Hatte ich tatsächlich auf einen Menschen geschossen?

Wie vom Teufel gejagt, rasten wir los und entfernten uns schnell. Dann teilte sich die Staubwolke. Ich sah, dass der schwarze Wagen uns nachjagte. Wir hatten einen guten Vorsprung, doch für wie lange? Jacob steuerte den Wagen riskant an den Rissen im Straßenbelag vorbei. Oft trafen wir nur gerade noch die Kanten der Erdspalten.

Die Straße, auf der wir fuhren, führte zu unserem ursprünglichen Ziel, den Koordinaten, die Jacob am Anfang unserer Reise in das Navi eingegeben hatte. Die Markierung kam langsam näher, ebenso wie der Sportwagen im Rückspiegel.

Hatte das Navi unseren Aufenthaltsort verraten? Wenn Yuri sich Zugang zu den Zielkoordinaten verschaffen konnte, dann gelang das sicher auch anderen. Welcher Wahnsinnige würde uns angeschossen verfolgen? Die

Kugel hätte ihn auch tödlich treffen können. War ich imstande einen Menschen zu töten?

Frustriert riss ich das Navi aus der Halterung und warf es aus dem Fenster. Es zerbrach auf dem Asphalt in alle Einzelteile.

Kapitel VII

Wir hatten das Stadtgebiet lange verlassen. Jacob versuchte, unseren hartnäckigen Verfolger abzuhängen, wir konnten ihm aber nicht entkommen. Er schien uns vor sich herzutreiben. Könnten wir ihn auf einer der kleinen Seitenstraßen abschütteln oder wären wir in einer Sackgasse gefangen? Eine erneute Konfrontation war wohl unausweichlich. Auf einem langen, geraden Abschnitt der Straße, schaute Jacob wild entschlossen auf seine Waffe am Boden und nahm den Fuß vom Gaspedal. Wir wurden langsamer. Es war nur eine Frage der Zeit, bis uns der Sportwagen einholen würde.

Doch der war spurlos verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Ebenso überrascht wie ich, suchte Jacob in den Seitenspiegeln und im Rückspiegel die Umgebung ab. Wir fuhren einige Minuten mit mäßigem Tempo, skeptisch, ob unser Verfolger letztendlich von uns abgelassen hatte.

Neben einer abschüssigen Böschung preschte auf einmal ein Schatten aus den vertrockneten Büschen und krachte durch den Straßengraben, dicht hinter uns auf die Fahrbahn. Erschrocken gab Jacob wieder Gas, der schwarze

Wagen rammte uns dennoch und Jacob hatte Probleme, das Fahrzeug unter Kontrolle zu bringen.

Ich drehte mich auf meinem Sitz um und sah die abscheuliche, durch den Gegenwind verzerrte Grimasse, unseres unerbittlichen Verfolgers. Seine schwarzen Haare wehten strähnig in sein Gesicht, offenbar hatte er Spaß daran, mit uns zu spielen. Als er näher kam, tastete ich nach der Pistole auf dem Fußboden. Erneut rammte er uns und ich verlor fast den Halt. Dann hatte ich die Waffe gepackt. Sie lag nun nicht wie ein furchteinflößender Fremdkörper in meiner Hand, sondern wie ein todbringendes Werkzeug, das ich benutzen musste. Ich stützte meine Unterarme an die Rückenlehne und zielte über den Lauf der Waffe auf den Kopf des Besessenen. Ein kleines Stück nach unten, um diesmal den Rückstoß mit einzukalkulieren. Konnte ich seinem Treiben ein Ende bereiten? Für alle, die er ausgebeutet, gequält und missbraucht hatte? Langsam beugte ich meinen Zeigefinger.

Im letzten Moment drückte ich die Waffe weiter nach unten und feuerte das halbe Magazin durch unsere bersende Rückscheibe in den Motorraum des schwarzen Sportwagens. Der Wagen heulte wie ein getroffenes Tier, bevor er sich aufbäumte und hinter uns zurückfiel. Eine Staubwolke verhüllte die Straße. Apathisch wartete ich darauf, dass unser Verfolger wieder auftauchte, aber wir waren ihn anscheinend losgeworden.

»Festhalten!«, rief Jacob, als ich mich wieder umdrehte. Das Metalltor eines Zaunes raste auf uns zu. Wir durchbrachen es mit einem gewaltigen Scheppern und Teile des Tores flogen in alle Richtungen. Jacob trat in Sichtweite des nächsten Hindernisses auf die Bremse. Der aufgewirbelte Dreck prasselte gegen unser verbeultes Heck.

»Angeklopft haben wir, mal schauen, wer zu Hause ist«, scherzte Jacob, um mich aus meinem Adrenalinrausch zu holen. Wir warteten einen Moment, dann stiegen wir aus.

In der Ferne konnte ich ein frei stehendes Gebäude, einen schwarzen Monolithen erkennen, der in der kargen Landschaft fremdartig und deplatziert wirkte. Nichts regte sich, aber dann entdeckte ich am gelben Himmel mehrere kleine Punkte. Sie schienen sich in einem gleichmäßigen Abstand zu uns positioniert zu haben. »Jacob«, flüsterte ich und zeigte auf die am Himmel stehenden Objekte.

»Was zum Teufel machen wir hier eigentlich?«, fragte Jacob äußerst beunruhigt. Als er die berechtigte Frage kaum ausgesprochen hatte, setzten sich die Punkte am Himmel in Bewegung und wurden in kürzester Zeit größer. Sie kamen auf uns zu. Wir sprangen wieder in den Wagen und Jacob startete den Motor.

»Vor uns sind noch zwei Sicherheitsperimeter und es wird bestimmt nicht einfacher, die zu durchbrechen«, erklärte er hastig. Die Barrikaden schienen weitaus stabiler, wie aus dem Boden ragende Klauen, verbunden mit Stahlseilen.

»Okay, was soll's!«, schnaubte Jacob und ich sah in seinen Augen, dass es kein Zurück mehr gab. Er beschleunigte, erklärte gegen den Lärm des Motors anschreiend: »Solche Barrikaden sind nahezu undurchdringlich, wenn man sie mit einem Fahrzeug frontal rammt. Trifft man allerdings in einem bestimmten Winkel seitlich auf ...«

Jacob fuhr nach rechts, im Kreis um den Monolithen herum, jeden Meter wurden wir schneller. Das Heck scherte aus und ich klammerte mich an meinen Haltegriff. Ruckartig drehte Jacob das Lenkrad, sodass wir die Absperrung in einem flachen Winkel mit voller Geschwindigkeit trafen. An seiner Schwachstelle durchbrachen wir die Barrikade des zweiten Schutzwalles.

»Falls dein Vater oder irgendwer da drin ist, jetzt wäre der Zeitpunkt, sich zu zeigen!«, rief Jacob mir zu und fuhr einen weiteren Kreis um das eckige Gebäude. Der Wagen klapperte durch die Beschädigungen an der Karosserie.

Erst als uns eines der fliegenden Objekte erreicht hatte, realisierte ich, dass eine Drohne so groß wie ein Panzer sein konnte. Sie manövrierte mit einer tänzelnden Leichtigkeit seitlich hinter uns und Jacob knurrte wütend. Plötzlich schlug ein Sprenggeschoss vor uns in die Barrikade ein. Der Blitz der Explosion blendete mich. Ein anschwellender hoher Ton dämpfte die Umgebungsgeräusche. Jacob riss das Lenkrad herum und wir krachten an der bereits stark beschädigten Stelle in den Sicherheitswall. Der Wagen schoss in die Höhe und die Spitzen der Barrikade brachen unter uns weg. Über dem Scheitelpunkt

senkte sich die Wagenfront und wir stürzten auf den Boden zu. Nur der Sicherheitsgurt verhinderte, dass ich durch die Scheibe geschleudert wurde. Als die Airbags auslösten, zerbrach der Wagen an allen Seiten, verformte sich zu einem schrottreifen Wrack. Wir hatten tatsächlich die letzte Barrikade überwunden.

Jacob wirkte ebenso benommen wie ich, versuchte aber sofort, unsere Sicherheitsgurte zu lösen. Er stemmte sich auf den Rest des zersprengten Armaturenbrettes und gab mir ein Zeichen, mich ebenfalls abzustützen. Nachdem ich mich von meinem Gurt befreit hatte, kroch ich aus dem zerbrochenen Seitenfenster und fiel auf den harten, sandigen Boden. Jacob hatte sich auch aus dem Wagen gewunden und hielt seinen linken Arm starr am Oberkörper. Wir schlepten uns zur nur wenige Meter entfernten Außenwand des monochromen Bauwerks.

»Das war keine gute Idee!«, kommentierte Jacob die Situation lakonisch und humpelte ungleichmäßig hinter mir her. Die Drohnen waren nirgendwo zu sehen und zu hören.

An der schwarzen Außenhülle, die scheinbar das Umgebungslicht absorbierte, liefen wir entlang, bis wir einen winzigen Spalt fanden. Vielleicht war dies der Eingang? Aber weder ein Öffnungsmechanismus noch irgendwelche Spuren waren erkennbar.

Als ich mich ratlos zu Jacob umdrehte, schwebte plötzlich eine Drohne fast lautlos, wie ein gigantisches Insekt, hinter ihm herab. Ich trat erschrocken einen Schritt

zurück, spürte jedoch die undurchdringliche Wand im Rücken. Die Drohne stand fast regungslos in der Luft und Jacob senkte die Augen, als ob er aufgeben würde. Er lächelte.

Die massive Tür schob sich hinter mir plötzlich zur Seite und ich fiel rückwärts in die Dunkelheit. Der Aufprall auf den harten Boden war so heftig, dass mir kurz schwarz vor Augen wurde. Ich lag auf dem Rücken und richtete mich schwerfällig auf. Dabei sah ich Jacobs Silhouette im grellen Gegenschein des einfallenden Lichtes, hinter ihm der dunkle bedrohliche Schatten der Drohne. Jacob sackte auf die Knie und die Türöffnung begann sich zu schließen. Panisch versuchte ich, den Spalt zu erreichen, rutschte aber auf dem glatten, staubigen Untergrund aus. Der letzte Lichtschimmer entschwand und es war stockdunkel.

Mein Herz schien in diesem Moment stehen geblieben zu sein. Ich traute mich kaum zu atmen, versuchte, die aufkommende Panik zu unterdrücken. Mit meinen Fingern tastend suchte ich eine Möglichkeit, die Tür wieder zu öffnen. Die Oberfläche war kalt und glatt, ohne jegliche Vertiefung. Mit weit aufgerissenen Augen stand ich in der Dunkelheit. Verzweiflung und Angst übermannten mich, konnten schließlich die Oberhand gewinnen.

Auf einmal schaltete sich mit einem elektrischen Surren die Beleuchtung ein. Die Wand vor mir schien wieder undurchdringbar, als hätte es nie eine Öffnung ge-

geben und ich konnte keine Möglichkeit erkennen, zu Jacob zu gelangen.

Verzweifelt drehte ich mich um und mir wurden die Dimensionen der Forschungsanlage schlagartig bewusst. Aufgebaut wie ein okkultur Tempel, ragten monumentale Säulen zur Decke und gewaltige Rohre formten Bögen zwischen ihnen. Gespenstig tanzte der Staub im kalten, künstlichen Licht. An den Säulen standen Computer und andere technische Geräte, von denen Kabel zu einem mehrere Meter hohen, kugelförmigen Gebilde aus verschlungenen Rohrleitungen und komplexen Verbindungsstreben führten. Ich musste einen Ausweg finden.

Während ich den Raum nach einer Möglichkeit absuchte, um die Eingangstür wieder zu öffnen, fiel mir ein altmodischer Holzschreibtisch an einer der Säulen auf, der nicht in die hoch technisierte Umgebung passte. Ich ging auf ihn zu und musste dabei aufpassen, nicht erneut auszurutschen. Auf dem Tisch standen ein modernes halbtransparentes Terminal und ein alter Bilderrahmen mit dem Foto eines neugeborenen Säuglings. Am Rand des Bildes erkannte ich ein Datum:

»1.1.1999«

Mein Geburtstag. War dies der Schreibtisch meines Vaters? Unter vielen verstaubten Ausdrucken physikalischer und chemischer Gleichungen lagen einige hand-

schriftliche Notizen. Es war seine unverwechselbare Handschrift:

»Konnte Oppenheimer eine Kettenreaktion völlig ausschließen?«, war auf einen Zettel gekritzelt. Ein eiskalter Schauer lief mir den Rücken hinab, als mir plötzlich ein Stück Papier am Fuß des Terminals auffiel. Das schwere Briefpapier war das gleiche, wie das der Briefe, die Jacob und ich erhalten hatten. Ich wischte die feine Staubschicht mit meiner Hand beiseite:

»Liebe Sarah,

es ist nicht leicht, die passenden Worte zu finden. Nach dem Tod deiner Mutter fehlte mir der Mut und auch die Kraft.

Was ich dir schreibe, soll aber keine Entschuldigung oder Ausrede sein. Ich weiß, dass ich nicht für dich da war. Mir ist auch klar, dass du kein Kind mehr bist und dein eigenes Leben lebst.

Du wirst dich fragen, warum ich dir schreibe. Ich hoffe, du verstehst, welchen Weg ich gehen muss. Vielleicht bist du der einzige Mensch, der mich überhaupt verstehen kann.

Wenn du diese Zeilen liest, dann habe ich die schwerste Entscheidung getroffen und mein Leben beendet.

Dein Vater Maximilian«

Mit einem stechenden Schmerz zog sich mein Inneres zusammen. Verzweifelt versuchte ich, Antworten zu finden. Der Schock ließ kaum nach.

Jacob! Ich muss zu Jacob!

Mit Tränen in den Augen schlug ich meine Fäuste auf den Schreibtisch. Das Terminal schaltete sich plötzlich ein und die Abbildung einer Hand erschien auf dem Display. Darunter stand:

»Für eine bessere Zukunft«

Was hatte das alles zu bedeuten? Ich kämpfte innerlich mit mir, nicht zusammenzubrechen. Als das Bild des Displays kurz flackerte, meinte ich für einen Augenblick, Jacob kauern vor der Tür zu sehen. Vielleicht verlor ich den Verstand.

Fragen rasten durch meinen Kopf. Was würde passieren, wenn ich die Hand auf das Terminal legte? War mein Vater wirklich tot? Doch wer hatte uns dann hierher geführt? Es musste eine Erklärung geben, die Antworten schienen jedoch unerreichbar. Ich durchsuchte die verstreuten schematischen Skizzen und technischen Zeichnungen auf dem Schreibtisch. Die meisten Abbildungen zeigten eine weite Öffnung des Gebäudes, durch die ein Luftstrom in das Innere gesaugt wurde.

War diese Maschine der Hoffnungsfunke, der Eva und ihre Familie, der alle retten konnte oder würde ich eine Katastrophe mit undenkbaren Folgen auslösen? Vielleicht

war es die Absicht meines Vaters, mir die Entscheidung zu überlassen, die er selber nicht mehr treffen konnte. Andauernd dachte ich an Jacob, an die Momente, die wir gemeinsam erlebt hatten. Ich würde alles tun, um wieder mit ihm zusammen sein zu können.

Ratsuchend wandte ich mich vom Schreibtisch ab und schaute in Richtung Eingang. Dann drückte ich meine zittrige Hand zögerlich gegen die Markierung auf dem Display. Ein helles weißes Licht durchleuchtete meine Handfläche, sodass die Knochen und Adern durchschienen. Kurz darauf ertönte eine verzerrte Stimme aus den Lautsprechern der dunklen Seitenwände des großen Raumes:

»Atmosphärische Kohlenstoffabspaltungssequenz eingeleitet. Bitte Aktivierung bestätigen.«

Ein tiefes Brummen erschütterte das gesamte Gebäude und wurde von einem schrillen Luftrauschen aus allen Richtungen überlagert. Unter meiner Hand hatte sich eine komplexe grafische Oberfläche aufgebaut, auf der verschiedene Parameter in Diagrammen angezeigt wurden. In der Mitte blinkte eine Schaltfläche mit der Aufschrift:

»Aktivierung«

Waren wir nur Marionetten in einem uralten Stück, dessen vertrackten Ablauf wir nicht begreifen konnten oder hatte

ich eine Wahl? Ich versuchte noch einmal, meine Entscheidung abzuwägen, aber selbst wenn es das Ende wäre, dann sollte es so sein. Ungeachtet der möglichen Folgen glaubte ich, das Richtige zu tun.

Letztendlich berührte ich die Schaltfläche. Der Apparat in der Mitte des Gebäudes fing an zu summen und der durchdringende Ton wurde immer lauter. Die Gegenstände im Raum vibrierten. Heißer Dampf zischte aus den Öffnungen des monströsen Gebildes. Es fing im Kern an zu glühen, sich zu winden, wie ein zusammen gerollter Drache, der dabei war zu erwachen.

Eingeschüchtert stolperte ich ein paar Schritte rückwärts. Dröhnende Schwingungen pulsierten durch die Luft in der gesamten Forschungseinrichtung und ließen die Struktur erbeben. Wegen des ohrenbetäubenden Lärms verlor ich beinahe das Gleichgewicht. Ich taumelte in die Richtung, aus der ich hineingelangt war. Das Dröhnen verdrängte alle klaren Gedanken. Wie betäubt kniete ich vor der Wand nieder, Tränen strömten über mein Gesicht. Dann schloss ich die Augen und schrie alle Wut, alle Verzweiflung aus mir heraus, bis ich nicht mehr konnte. Mein Schrei ging jedoch im Lärm ungehört unter.

Plötzlich berührte ein Lichtstrahl meine Augenlider. Ich riss sie auf und sah, dass sich die Tür wirklich öffnete. Geblendet durch das gleißende Licht konnte ich nur schemenhaft einen menschlichen Umriss vor dem Eingang erkennen. Ich raffte mich kraftlos auf und fiel ihm entgegen.

Benommen blickte ich in Jacobs Gesicht und in den strahlenden Himmel über uns.

Dann war alles still ...

Für das Ende, das ein Anfang sein kann ...

Die Handlung und Personen sind frei erfunden, etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten und lebenden oder verstorbenen Personen rein zufällig.

www.kettenreaktionen.de